

Frankfurter Allgemeine

Magazin

NOVEMBER 2020



Seine größten Hits

Heino über Leben und Lieder –
außerdem Jil Sander, Viggo
Mortensen und Usain Bolt
über Gott und die Welt


PATEK PHILIPPE
GENEVE



BEGINNEN SIE IHRE EIGENE TRADITION



DIE TWENTY~4 AUTOMATIK



CLAUDIA SCHIFFER



CHANEL.COM | CHANEL-Kundenservice - Tel. 01801-34235 (9.00Uhr. aus dem Festnetz, max. 42 Cent/Min. aus Mobilfunknetzen)

CHANEL

J12

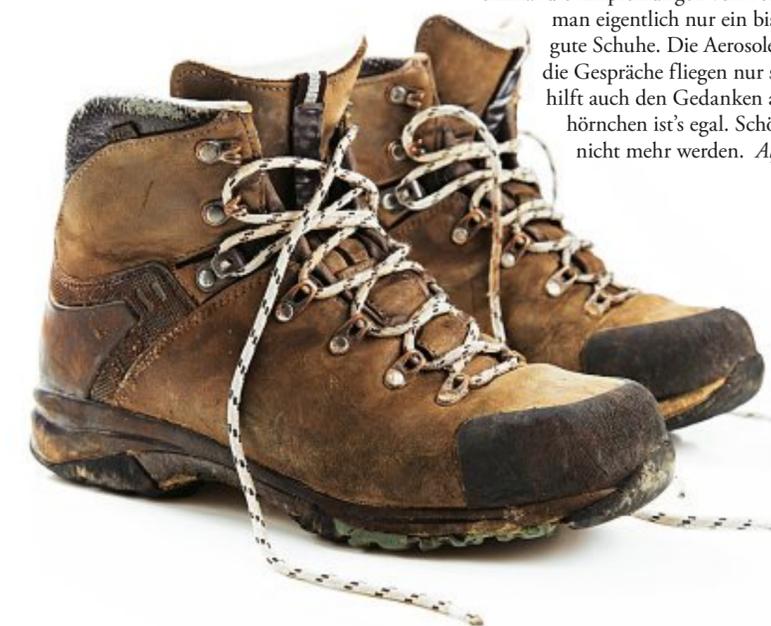
IT'S ALL ABOUT SECONDS

AUTOMATIK MANUFAKTURWERK

EXTREM WIDERSTANDSFÄHIGE KERAMIK UHR. SWISS MADE. 5 JAHRE GARANTIE.

GEHEN WIR DOCH

Ja, bringt das was, übers Spazierengehen zu schreiben? Schließlich ist das Thema ein bisschen ausgelatscht. Aber ich muss das hier einfach tun. Erstens, weil mir beim besten Willen nichts Besseres einfällt – denn was in diesem Heft alles zu entdecken ist, das sehen Sie ja auch selbst, wenn sie durch die Seiten flanieren, da muss ich jetzt nicht den Inhaltsangeber spielen. Zweitens, weil uns in diesem Monat in der Öffentlichkeit nicht viel mehr übrig bleibt – mein geliebtes „Fontana di Trevi“ in Frankfurt geschlossen, Öde auf dem Oeder Weg, das Bahnhofsviertel verwaist. Durchgehend geöffnet aber sind die Parks und die Wälder. Wir Deutschen nehmen das als selbstverständlich, denn ein Drittel unseres Landes ist von Bäumen bewachsen. Aber schon der alte Witz aus Heidelberg zeigt, dass es gar nicht so natürlich ist. Da fragt ein Tourist aus Amerika einen Einheimischen: „Is the Schwarzwald open today?“ Ja, der Schwarzwald ist heute geöffnet und eigentlich immer, der Taunus auch, der Bayerische Wald, der Teutoburger Wald, der Harz, das Sauerland, der Kellerwald... Und ich muss noch einen Ausländer zitieren, einen Italiener, der jahrelang hier gelebt hat und den ich nach seltsamen Erfahrungen in Deutschland fragte. Zwei Dinge kamen ihm komisch vor: Man verabredet sich nicht erst um elf Uhr mit Kollegen für die Kantine, sondern oft schon Tage, manchmal Wochen im Voraus; und man geht hier ohne konkretes Ziel, einfach so, durch die Gegend. Wegen Corona ist es nun an der Zeit, diesen seltsamen Bewegungsdrang so richtig auszuleben: Gehen wir raus in den Wald! (Also wenn wir das Magazin hier gelesen haben.) Dafür braucht man nicht die neuen Erkenntnisse der „Forest Medicine“, dass uns das Licht auch über dunkle Phasen hinweghilft, dass die Pflanzenwirkstoffe unser Immunsystem stärken, dass man im Wald Stress abbaut und die Atemwege wohltuend durchlüftet. Dafür braucht man nicht einmal die Empfehlungen von Peter Wohlleben, dafür braucht man eigentlich nur ein bisschen guten Willen und gute Schuhe. Die Aerosole werden sich in Luft auflösen, die Gespräche fliegen nur so hin und her, die Bewegung hilft auch den Gedanken auf die Beine, und den Eichhörnchen ist's egal. Schöner wird es in diesem Herbst nicht mehr werden. *Alfons Kaiser*



Lina ballerina clip
Weißgold und Diamanten.

Van Cleef & Arpels

Haute Joaillerie, place Vendôme seit 1906



Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Julia Anton, Christian Aust, Peter Badenhop, Martin Benninghoff, Johanna Dürholz, Leonie Feuerbach, Oliver Georgi, Aylin Güler, Martin Häusermann, Dr. Klaus Georg Koch, Ben Kuhlmann, Peter-Philipp Schmitt, Dr. Michael Specht, Bernd Steinko, Anna Wender, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner

Bildredaktion:

Henner Flohr
Art-Direction:
Holger Windfuhr, Tobias Stier (Stv.)

LAYOUT:
Verena Lindner

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeinen Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzung@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(gleichlich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller, www.faz.media

Hersteller:
Andreas Gierth

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Prinovia GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300
90471 Nürnberg



HAPPY SPORT COLLECTION

Chopard

THE ARTISAN OF EMOTIONS – SINCE 1860

CHOPARD BOUTIQUE FRANKFURT
Goethestrasse 16, +49 (0)69 92887880



MARTIN BENNINGHOFF und **OLIVER GEORGI**, Redakteure der F.A.Z., trafen Heino im beschaulichen Bad Münstereifel. Neben echter Heino-Torte gab es Gummibärchen in Heino-Form (Seite 24). Als später seine Frau Hannelore dazu kam, war das Kaffeekränzchen perfekt. Weniger harmonisch gerieten dann allerdings die Themen: kontroverse Volkslieder, politische Stolperfallen und persönliche Niederlagen in einem langen erfolgreichen Künstlerleben. Der Text erscheint auch in ihrem neuen Buch „Soundtrack Deutschland“, für das die beiden viele Musiker von Reinhard Mey bis Felix Jaehn interviewt haben.



MARTIN HÄUSSERMANN geht mit der Zeit. Mehr als sein halbes Leben lang beschäftigt er sich schon mit Uhren, die vergangenen 20 Jahre auch journalistisch. Das Zusammenspiel von Federn, Rädern, Trieben und Hebeln, die mechanische Zeitmessung möglich machen, ist für ihn Profession wie Passion. Auch das ein oder andere Uhrwerk hat Häußermann schon zerlegt und wieder zusammgebaut. Dieses Mal schreibt er über 15 Modelle im Originalzustand. (Seite 44)

FOTOS: PRIVAT/21, KADIS HARRABI, CHRISTOF JAKOB

MITARBEITER

MARIA WIESNER diente im Pandemie-Frühjahr eine Kerze, die den Duft eines marokkanischen Basars einflieg, als Reise-Ersatz. Die F.A.Z.-Redakteurin wollte wissen, was es mit der Jahreszahl 1643 auf sich hat, die auf der Kerze prangt. Sie sprach mit Julien Pruvost, dem kreativen Kopf des Traditionshauses Cire Trudon, und erfuhr, dass ihm ein König selbst im Kerker noch die Treue hielt. (Seite 60)



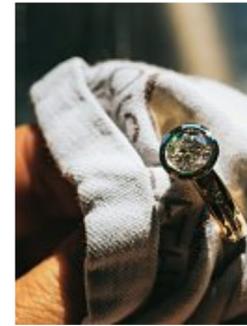
AMIRA FRITZ war in einer Woche im September im vollen Einsatz für unsere Novemberhefte und fotografierte gleich zwei Strecken. Die Bilder von bunten Juwelen der Berliner Fotografin erscheinen in dieser Ausgabe (Seite 32). In einer Woche in der Sonntagszeitung der F.A.Z. ist im Magazin dann ihre Strecke zum Thema Schönheit zu sehen. Auch das Team aus Stylistin und Visagistin um Amira Fritz änderte sich in diesen Septembertagen, anders als üblich, nicht.

So lernten sich alle nicht nur gut kennen, sondern beschränkten in Corona-Zeiten nebenbei auch ihre Anzahl an Kontakten.





HERNO



Und es hat gefunktelt: Im Atelier L.C. Köhler in Schwäbisch Gmünd (Seite 42) gibt es viel zu sehen – unter anderem die Jubiläumskollektion des Schmuckherstellers Wempe.



Innere Ruhe: Schauspieler Viggo Mortensen erzählt im Interview (Seite 52), wie er bei seinem Regie-Debüt „Falling“ in vielen Rollen gefordert war.



ZUM TITEL

Heino wurde am 10. August von Daniel Pilar am Kurhaus in Bad Münstereifel fotografiert.

- 18 STEFAN SAGMEISTER
- 22 JIL SANDER
- 54 ANTONIO TAVERNA
- 60 JULIEN PRUVOST
- 62 USAIN BOLT

IM BILD Der Besuch des Papstes 1980 in Deutschland war ein Jahrhundertereignis. *Seite 13*

IM FLUSS Eine unbekannte Tote aus der Seine hinterlässt bis heute ihre Spuren. *Seite 14*

IM GEIST Katharina Zorn und Jasna Fritzi Bauer bringen Gedichte in Umlauf. *Seite 21*

IM GANG Diese neuen Uhren haben eines gemeinsam: Sie sind schwer beeindruckend. *Seite 44*

IM SINN Die Stadt Chania auf Kreta ist stark von ihrer langen Geschichte geprägt. *Seite 56*

IM ERNST Auf Schritt und Tritt: Diese Smartwatches erfassen jede Bewegung. *Seite 58*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung am 22. November bei.
Im Netz: www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin **Twitter:** @fazmagazin



Ohne Angst: Die Bestatterin Silke Szymura weiß, dass der Tod zum Leben gehört (Seite 48). Trauernden und Toten begegnet sie deshalb ganz unbefangen.



Durch die Blume: Mit echten Juwelen wird Pflanzenschmuck noch reizvoller. (Seite 32)

FLEXFORM

MADE IN ITALY



ASOLO
MODULARES SOFASYSTEM
Antonio Citterio Design

FLAGSHIP STORE MÜNCHEN
by böhmier
Tal 11
Tel. +49 89 2136 0
flexform@boehmier.de

AGENTUR FÜR
DEUTSCHLAND
Patrick Weber
Tel. +49 7044 922910
info@italdesign.de

Auch bei anderen autorisierten Händler. Besuchen Sie www.flexform.it

VOR VIERZIG JAHREN

Es war ein Jahrhundertereignis: ein Papst auf deutschem Boden. Das hatte es seit 198 Jahren nicht mehr gegeben. Und was für ein Papst da nach Deutschland kam: Johannes Paul II. war ein Hoffnungsträger in West und Ost, nicht nur für Katholiken. Hunderttausende wollten den charismatischen Mann aus Polen sehen, was ein Ding der Unmöglichkeit war. Einen Blick auf ihn zu erhaschen war bei der Masse an Menschen, die sich auf den Weg zu ihm gemacht hatten, schier unmöglich.

Fünf Tage reiste Johannes Paul II., der im November 1980 erst zwei Jahre Pontifex Maximus war, durch Deutschland – von Köln über Brühl, Bonn, Mainz, Osnabrück, Fulda und München nach Altötting. Stets an seiner Seite war einer seiner damals wichtigsten Würdenträger: Paul Casimir Marcinkus. Der Erzbischof aus Illinois, groß gewachsen und als ehemaliger Rugbyspieler von kräftiger Statur, hatte schon unter Paul VI. als Leibwächter gedient, was ihm den Spitznamen „Der Gorilla“ einbrachte. Nun hatte er für Johannes Paul II. das Programm seiner achten Auslandsreise organisiert – an die 100 weitere Reisen sollten noch folgen. Zudem war Marcinkus dafür verantwortlich, den Papst vor allzu überschwänglichen Verehrern zu schützen, was ihm, wie man sieht, nicht immer gelang.

Die Reise war ein Erfolg, zumindest schien es so. „Das Verhältnis von Protestanten und Katholiken steht auf einem neuen Fundament“, hieß es in einem langen Text, der am 18. November 1980 auf Seite eins der F.A.Z. erschien und auf Seite zwei mit dem Bild von Wolfgang Haut fortgesetzt wurde. Johannes Paul II. hatte sich am Tag zuvor in Mainz, der vierten Station seiner Reise, mit Vertretern der evangelischen Kirche getroffen und „eine weitere Annäherung der Konfessionen“ ermöglicht. Der Papst ging sogar soweit, Fehler einzugestehen: „Wir alle bedürfen der Umkehr. Es gibt kein christliches Leben ohne Buße. Es gibt keinen echten Ökumenismus ohne innere Bekehrung. Wir wollen uns nicht gegenseitig richten. Wir wollen aber einander unsere Schuld eingestehen. Auch hinsichtlich der Gnade der Einheit gilt: Alle haben gesündigt. Das müssen wir in allem Ernst sehen und sagen und unsere Konsequenzen daraus ziehen.“

In Mainz traf der Papst auch den Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, „ein Herzensanliegen“, wie der frühere Erzbischof von Krakau – in dem Bistum liegt das Konzentrationslager Auschwitz – zu Protokoll gab. In seinem Schlussgebet führte er Juden und Christen dann mit dem Satz zusammen: „Möchten bald alle Völker in Jerusalem versöhnt und in Abraham gesegnet sein!“ Auf dem Domplatz in Mainz, vor Tausenden Gläubigen, fand Johannes Paul II. auch fast schon prophetische



Worte, indem er vor „aufkeimender Fremdenfeindlichkeit“ warnte: „Auf die Dauer wird sich kein wohlhabendes Land vor dem Ansturm so vieler Menschen, die wenig oder gar nichts zum Leben haben, abriegeln können.“

Monsignore Marcinkus, der „unentbehrliche Reisebegleiter“, seit 1971 Direktor des Istituto per le Opere di Religione, der Vatikanbank, geriet nur wenig später in einen Strudel, der ihn mit immer mehr Verbrechen in Verbindung bringen sollte. Erst kam es zum Zusammenbruch einer Mailänder Bank, mit der Marcinkus enge Geschäftsverbindungen unterhalten hatte und die riesige Summen aus dem Rauschgiftschmuggel gewaschen haben soll. Den Bankpräsidenten, Roberto Calvi, fand man erhängt unter einer Themse-Brücke in London, seine Sekretärin stürzte sich angeblich aus einem Fenster zu Tode. Der Rechtsanwalt Michele Sindona, ein weiterer Vertrauter Marcinkus', starb im Gefängnis durch eine Zyanidvergiftung.

Dem Monsignore werden viele Taten zur Last gelegt, doch nichts ist bewiesen: der frühe Tod Johannes Paul I. – angeblich ein Mordkomplott Marcinkus', weil der Papst seinen Machenschaften auf die Schliche gekommen war; das Verschwinden der 15 Jahre alten Emanuela Orlandi aus dem Vatikan – Marcinkus soll der Mafia den Auftrag zu ihrer Entführung gegeben haben. Marcinkus drohte über Jahre Gefängnis, doch Johannes Paul II. hielt im Vatikan bis 1989 seine schützenden Hände über ihn.

Der Erzbischof starb 2006 als einfacher Vikar einer kleinen Gemeinde in Arizona. Johannes Paul II. kam noch zweimal nach Deutschland, 1987 und 1996. Sein Nachfolger, Benedikt XVI., sprach ihn 2011 selig, nur sechs Jahre nach seinem Tod. Drei Jahre später folgte die Heiligsprechung durch Papst Franziskus. *Peter-Philipp Schmitt*

Aus der F.A.Z. vom 18. November 1980: Paul C. Marcinkus (links) versucht, Johannes Paul II. vor allzu heftigen Verehrern auf dem Domplatz in Mainz zu schützen.

Foto Wolfgang Haut

Die Unbekannte aus der Seine

I. Um 1900 entdeckte man in Paris unweit des Louvre die Leiche einer unbekanntem jungen Frau in der Seine. Da ihr Körper keinerlei Verletzungen aufwies, ging der Pathologe der Leichenschauhalle von einem Selbstmord aus.

II. Von ihrer Schönheit und dem friedlichen, entrückten Lächeln begeistert, fertigte er eine Totenmaske der Frau an. Bald darauf wurden Kopien der Maske aus Gips in Paris auf den Markt gebracht.

III. Die Totenmaske wurde ein beliebtes Sammlerstück von Künstlern und Intellektuellen. Albert Camus verglich ihr Lächeln mit dem der Mona Lisa. Rainer Maria Rilke, Ödön von Horváth und Max Frisch verewigten sie in ihren Werken. Speziell in Deutschland wurde ihr Gesicht zu einem fast erotischen Idealbild.

IV. Schon früh wurde darauf hingewiesen, dass das Gesicht der Toten keinerlei Anzeichen einer Wasserleiche aufweist. Ferner gibt es Hinweise, dass es sich bei ihrer Ursprungsgeschichte um den PR-Gag eines geschäftstüchtigen Hamburger Gipsfabrikanten handelt. Demnach verwendete er als Vorlage das Gesicht seiner lebenden Tochter.

V. Im Jahr 1960 entwarf der Norweger Asmund Laerdal, basierend auf der vermeintlichen Totenmaske, eine Übungspuppe zur Ersten Hilfe. Unter dem Namen „Resusci-Anne“ wird sie bis heute in aller Welt zum Erlernen der Herz-Lungen-Wiederbelebung verwendet. So wird die unbekanntem Frau aus der Seine immer wieder vor dem Tod gerettet.

Von Simon Schwartz

RÜCKGRAT ERKENNT MAN AM HANDGELENK.

Die Iron Walker von Wempe ist die Essenz einer zeitlos modernen und zugleich sportlichen Uhr. Reduziert auf das Wesentliche und kompromisslos in der Verarbeitung, wird sie höchsten Ansprüchen gerecht, weil sie an einem Ort gefertigt wurde, der wie kein zweiter in Deutschland für exzellente Uhrmacherkunst steht: Glashütte in Sachsen.



WEMPE
IRON WALKER

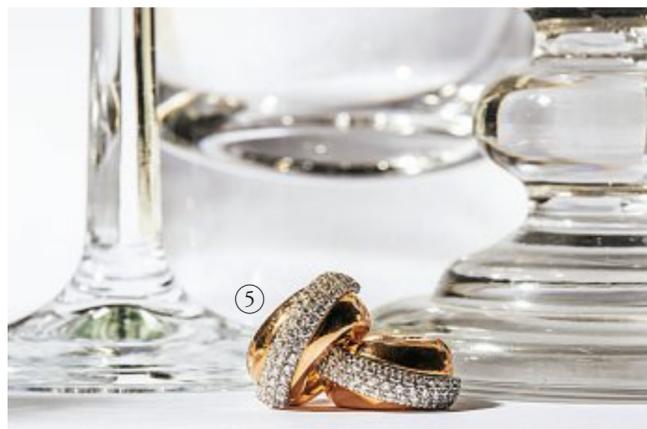
Glashütte I/SA | Automatik Taucheruhr | Edelstahl | Geprüftes Chronometer | Wasserdicht bis 30 bar | 2.900 €

AN DEN BESTEN ADRESSEN DEUTSCHLANDS UND IN NEW YORK, PARIS, LONDON, WIEN, MADRID - WEMPE.COM
GERHARD D. WEMPE KG, STEINSTRASSE 23, 20095 HAMBURG

PRÊT-À-PARLER



Hier
läuft
nicht
immer
alles
rund



Woher sie kommen, weiß niemand so recht, und so passt dieser Name ganz gut: Kreolen. Die Rede ist von den Ohringen, den Schmuckstücken in Form eines Reifs. Nicht von Kreolen, dem Begriff für Bevölkerungsgruppen, die in Kolonialzeiten entweder als direkte Nachfahren von Europäern in der neuen Welt geboren wurden oder deren Familien zum Teil von ihnen abstammten, deren Herkunft häufig nicht klar zuzuordnen war. Modebewusste Frauen jedenfalls tragen wieder mit Freude Ohringe, die vom Namen her an die Kolonialzeit erinnern und von denen nicht geklärt ist, welche Bedeutung sie dort hatten.

Dass man sie so nennt, dass sie überhaupt noch da sind, anders als zum Beispiel die Statuen ehemals honorierter Kolonialisten, die in diesem Sommer vor allem in den

Vereinigten Staaten und in Großbritannien fielen, könnte allein der Tatsache geschuldet sein, dass sie im englischen Sprachraum eben ganz anders heißen. Nämlich „hoops“, „Reifen“ – das klingt um einiges schlichter.

Eine Theorie für den Ursprung dieser Kreolen: Schon die Seefahrer, die zwischen dem Mutterland und den Kolonien hin und her segelten, trugen sie. Die Reifen aus Gold waren mit ihren Initialen versehen, um Verunglückte im Todesfall schnell identifizieren zu können und um aus dem Erlös das christliche Begräbnis zu finanzieren. Die Kreole als Sterbeversicherung sozusagen.

Die Ohringe auf dieser Seite sind im Vergleich dazu kleinere Investitionen in die Zukunft. Das vergoldete Paar von Arket (3) zum Beispiel, der H&M-Schwester-

markte, ist eher etwas für den Moment. Von Ohringen von Tiffany & Co. (6) darf man natürlich mehr erwarten, und wenn man in das T, das sich in diesem Paar mit Ecken und Kanten wiederfindet, eine Bedeutung hineininterpretieren kann, dann vielleicht jene, dass im Leben nicht immer alles kreisrund läuft. Dass man dann auch mal den Kurs ändern muss. Wer wüsste mehr von Manövern als die Seefahrer!

Und von schweren Stürmen: Im Leben kann es auch mal dicke kommen – siehe die Ohringe von Ole Lynggaard Copenhagen (1) und Thomas Jirgens (2). Die Paare von Rona Tilgner (4) und Fope (5) sind derweil mit Diamanten besetzt. Sie strahlen geradezu. Schön! Hoffentlich dann auch über den eigenen Tod hinaus und anschließend an den Ohren eines lieben Nachkommen, irgendwo auf der Welt. (jwi.)

Fotos Lucas Bäuml

shop online at ARMANI.COM follow the new @giorgioarmani



GIORGIO ARMANI



SNEAK AROUND (24): SONRA PROTO „PORSCHE DESIGN EDITION“

„Einmal Porsche fahren.“ Das war der Traum des kleinen Hikmet Sugoer. (Nein, das ist nicht der Anfang eines Märchens. Und ja, Sie sind hier richtig in meiner Sneaker-Kolumne.) Den Traum erfüllte sich der Berliner im Alter von 28 Jahren, da war er noch Student. Er legte all sein Ersparnis zusammen und kaufte sich einen signalroten Porsche 912. „Autos waren in meiner Generation etwas ganz Besonderes. Sie bedeuteten die große Freiheit, sozusagen die ersten eigenen vier Wände“, erzählt der Schuh-Designer. „Autos sind für mich nicht nur ein Alltagsgegenstand. Für mich mussten auch Emotionen her.“ Knapp 20 Jahre später wählt Sugoer genau dieses Auto als Inspiration für seine Zusammenarbeit mit Porsche Design. Eine echte „Traum-Kollaboration“ für den dreifachen Familienvater, der sich selbst „Porsche-Fanboy“ nennt.

Auch in der Sneaker-Welt hat sich Sugoer schnell nach vorne bewegt. 2002 eröffnete er in Berlin Solebox, einen bekannten Sneaker-Laden. Nach vielen erfolgreichen Kooperationen zum Beispiel mit New Balance, Asics, Adidas und Puma stieg er 2013 aus und verkaufte Solebox. Fortan widmete er sich seinem eigenen Traum: 2016 entstand seine Sneaker-Marke Sonra. Die Luxus-Turnschuhe, die Sugoer nach nachhaltigen Kriterien herstellt, stehen für Qualität „Made in Germany“. Nun hat der Sonra-CEO einen weiteren echten Luxus-Turnschuh in limitierter Auflage herausgebracht, den Sonra Proto „Porsche Design Edition“. „Dieser Schuh ist eine Liebeserklärung an meinen Porsche 912, der mich in vielen emotionalen Momenten meines Lebens begleitet hat“, sagt der Siebenundvierzigjährige. Der Sneaker nimmt den markanten und dennoch



eleganten Stil des 912 auf und mischt eine schiefergraue Basis mit roten Reflexen. Die Farben erinnern an Sugoers Lieblings-Autofarben.

Der Schuh besteht teilweise aus pflanzlich gegerbtem Leder und setzt die Bemühungen von Sonra fort, umwelt- und hautfreundliche Materialien zu verwenden. Für das Obermaterial wurde naturgenarbetes Premium-Rindsleder verwendet. Zu erkennen ist der Schuh am Original-Porsche-912-Schriftzug. Der in Deutschland hergestellte Sneaker kam Ende Oktober im Porsche-Design-Onlinestore heraus und dann auch auf Sugoers Website. Die limitierten Schuhe kosten 295 Euro pro Paar. Neben der regulären Version gibt es eine Sonderedition in kräftigem Rot, eine Reminiszenz an den Porsche 912, den er selbst fährt. Dieses Paar geht an den Gewinner einer Verlosung und wird nur einmal in dessen Wunschgröße produziert.

Henning Rieseler, Head of Studio Berlin von Studio F.A. Porsche, hat schon mehrere Sneaker entworfen. „Es ist für uns extrem spannend, auch in eher unkonventionellen Umfeldern für die Marke Präsenz zu zeigen“, sagt er über die Zusammenarbeit. Für mich ist es ein schöner Schuh, der zeigt, dass man immer an seinen Träumen festhalten sollte. *Aylin Güler*



Datenvisualisierung auf Alltagsgeschirr: Stefan Sagmeister sendet für Illy positive Botschaften aus.

Hoch die Tässchen!

Es ist nicht einfach, dieser Tage optimistisch in die Zukunft zu blicken. Das weiß auch der Künstler und Grafikdesigner Stefan Sagmeister. Der gebürtige Österreicher lebt seit 1993 in New York. „Ich bin 57 Jahre alt und im Laufe meines Lebens zum rationalen Optimisten geworden“, sagt er über die Trump-Präsidentschaft.

Den positiven Blick bewahrte er sich auch bei der Arbeit für Illy. Der italienische Kaffeehersteller bat Sagmeister, die aktuelle Sonderedition für Espresso- und Cappuccinotassen zu entwerfen, die in der Vergangenheit schon Künstler wie Marina Abramović, Julian Schnabel oder Robert Rauschenberg gestaltet hatten. Sagmeister, der als Designer innovative Plattencover für die Rolling Stones oder Lou Reed gestaltete und sich in Installationen mit dem Thema Schönheit auseinandersetzte, stellt seine Entwürfe unter das Motto „now is better“.

„Bei der Hektik auf Social Media und der Schnelligkeit der Nachrichtenströme kann man den Eindruck bekommen, alles wird immer schlimmer“, sagt Sagmeister. „Wenn man aber den Blick auf die Menschheitsgeschichte öffnet und sich nur einmal die vergangenen 150 oder 200 Jahre anschaut, dann sieht man, dass durchaus nicht alles schlechter geworden ist, im Gegenteil.“

Die Lebensdauer der meisten Menschen habe sich verlängert, man lebe gesünder, und die Zahl der Analphabeten sei zurückgegangen. Da solche Langzeitentwicklungen jedoch langsam ablaufen und erst mit größerem zeitlichem



Abstand zu sehen seien, kämen sie in den Nachrichten nicht vor. Sagmeister will sie zurück ins Bewusstsein bringen – als Gegenstück zur Nostalgiequelle.

Dafür hat er sich ein Konzept im Zusammenspiel von Tasse und Untertasse ausgedacht. „Die Untertasse gehört ja zum Espressotrinken, man bekommt das Tässchen nie ohne sie. Also musste sie auch Bestandteil der Gestaltung sein.“ In seiner Kollektion für Illy schmückte er die Untertassen mit bunten Flächen, die sich in der mit einer glänzenden Schicht überzogenen Tasse als aufsteigende Graphen spiegeln. So entsteht Datenvisualisierung auf Alltagsgeschirr mit positiver Botschaft, denn die Graphen sind echten Datenströmen nachempfunden, jede Kurve zeigt eine positive Entwicklung der Menschheit. Welche Daten hinter welcher Achse stehen, bleibt aber offen. „Ich will nicht, dass jemand beim Kaffeetrinken über konkrete Probleme nachdenken muss, das würde mir dann doch zu didaktisch vorkommen.“ Ein kleiner Anstoß, nach dem Schluck Espresso ein bisschen optimistischer in die Zukunft zu blicken, kann in den kommenden Monaten aber gewiss nicht schaden. *Maria Wiesner*

PRÊT-À-PARLER

Mobiler beim Mobilen Arbeiten

Mindestens 20 Millionen Deutsche leiden unter Rückenproblemen, etwa 40 Millionen Fehltag im Jahr gehen nach Angaben der Krankenkassen auf Beschwerden rund um Bandscheibe, Kreuz und Wirbelsäule zurück. Coronabedingt ist es für viele Arbeitnehmer sogar noch schlimmer geworden: Orthopäden und Physiotherapeuten sprechen von einem merklichen Zuwachs an Patienten wegen Rückenleiden. Denn ihnen fehlten beim vermeintlich „mobilen Arbeiten“ zu Hause oft genug ein Schreibtisch und ein Schreibtischstuhl, sodass sie gezwungen seien, „extra unbequem“ zu sitzen.

Als die italienischen Brüder Castiglioni 1957 ihren Fahrradhocker Sella entwarfen, sollte dieser „extra unbequem“ sein. Sie montierten einen Rennradsattel auf eine Stange, die in einem gusseisernen Fuß steckt, der an der Unterseite abgerundet ist, sodass er hin und her schwingt, also keinen festen Stand bietet. Die Idee zu dem Stuhl hatte Achille Castiglioni (1918 bis 2002), der mit seinem älteren Bruder Pier Giacomo (1913 bis 1968) in Mailand ein Designstudio führte, beim Telefonieren – mit dem Wandtelefon. Er habe nicht lange stehen wollen, erzählte Achille Castiglioni Tochter Giovanna später. „Und er wollte auch nicht zu lange sitzen, um durchs Telefonieren nicht zu viel Zeit zu verlieren.“

Auch der Muvman von Aeris ist ein Stehsitz. Allerdings hält man es auf ihm bequem auch lange aus. Denn man ist auf ihm immer in Bewegung, was



Immer in Bewegung: Stehsitz Muvman aus dem Hause Aeris

„intuitive Haltungswechsel“ fördert und zugleich die Beine entlastet. Die Sitzhöhe lässt sich verändern, von 51 auf bis zu 84 Zentimeter, die Mittelsäule ist zudem flexibel, die ständigen Mikrobewegungen tun vor allem den Bandscheiben gut. Auch deswegen bekam der Muvman gerade erst eine besondere Auszeichnung – den German Design Award 2021 in der Kategorie „Excellent Product Design“, der vom Rat für Formgebung in Frankfurt vergeben wird.

Das Unternehmen Aeris hat sich ganz dem ergonomischen Sitzen verschrieben. Das Familienunternehmen, von dem Bauingenieur Josef Glöckl gegründet, brachte vor bald 25 Jahren den ersten dreidimensional beweglichen Bürostuhl der Welt auf den Markt – den Swopper. Auslöser waren Rückenbeschwerden von Glöckl selbst, wie er im Interview mit der F.A.Z. erzählte. Seine Frau, eine Physiotherapeutin, habe ihm einen Sitzball fürs Büro gegeben, doch der sei nicht höhenverstellbar, „man sitzt auf Plastik, und er rollt weg“. Fünf Jahre lang werkete er in seiner Garage und entwickelte schließlich einen Hocker, der den Bewegungen des Menschen folgt, der vertikal schwingt und Zwangshaltungen vermeidet. Seit 1996 stellt der gebürtige Österreicher den Stuhl her, und er hat seither auch eine Reihe weiterer rückenfreundlicher Produkte ins Programm aufgenommen. *Peter-Philipp Schmitt*

SAMSUNG

Galaxy Z Fold2 5G



Z wie Zukunft

Das Galaxy Z Fold2 5G und das Galaxy Z Flip 5G entfalten das nächste Kapitel: die Galaxy Z-Serie. Erlebe sie jetzt.

Die Zukunft neu geformt

Mehr Infos unter samsung.de/galaxy-z-fold2



Großzügiger Gastgeber: Die Garderobe Host von Sebastian Herkner bietet genügend Platz auch für Taschen und Koffer.

West-östlicher Divan

Möbel aus China, da denkt jeder sofort: Das kann nur billig sein, also preiswert und von minderer Qualität, und wahrscheinlich ist es kopiert. Stellar Works aus Schanghai will diese Vorurteile widerlegen. Der chinesische Hersteller, 2012 gegründet, steht nach eigenen Angaben für eine Renaissance asiatischer Ästhetik. Man wolle Ost und West zusammenbringen, Tradition und Moderne, Handwerk und Industrie. Dafür konnten schon einige Designer gewonnen werden: der Japaner Oki Sato und sein Studio Nendo, das Duo Neri & Hu (Lyndon Neri und Rossana Hu) mit Studios in London und Schanghai, Space Copenhagen (Signe Bindslev Henriksen und Peter Bundgaard Rützou) sowie Yabu Pushelberg (George Yabu und Glenn Pushelberg) mit Sitz in New York und Toronto.

Erstmals hat nun auch der Offenbacher Sebastian Herkner für Stellar Works einen Entwurf vorgelegt, die Garderobe Host. Das Besondere: Sie hat zwei Räder, ist also mobil einsetzbar. Es sei seine Antwort auf das wachsende Bedürfnis nach flexibel einsetzbaren Möbeln, sagt der Neununddreißigjährige, und zwar zu Hause, aber auch im öffentlichen Raum, wie in Büros und Hotels. Herkners Garderobe besteht aus einem Metallrahmen, in den er auf einer Seite Spiegel und Regale integriert hat. Host soll als perfekter Gastgeber seine Gäste zufriedenstellen, daher bietet die Garderobe viel Platz, etwa für Schuhe, Taschen und sogar Koffer. Zudem kann sie mit zusätzlichen Ablagen ausgestattet werden, für Schmuck und Uhr, Telefon und Schlüsselbund. (pps.)

PRÊT-À-PARLER

Originell und Fälschung

Erste Frage an Leon Schelske und Robin Haas: Müssten sich zwei junge Männer, 19 und 20 Jahre alt, anstelle von mechanischen Uhren nicht für Smartwatches interessieren? Nein! „Eine Smartwatch ist nach einem Jahr überholt“, sagt Robin Haas. „Eine mechanische Uhr kann von vor dem Ersten Weltkrieg sein und immer noch laufen.“ So eine besitzt der Münchner: ein Geschenk des Großvaters, der sie wiederum von seinem Vater bekam.

Die Uhren, um die sich Schelske und Haas auf Instagram als Munich Wrist Busters kümmern, sind nicht annähernd 100 Jahre alt und werden es wohl auch nie werden. Schelske und Haas nutzen ihre Kenntnisse selbst der kleinsten Details, um Uhren-Modelle von Influencern als Fakes zu enttarnen. Am häufigsten begegnen ihnen dabei Fake-Rolux-Modelle. „Die erkennen viele“, sagt Leon Schelske, „darum geht es ja, wenn man ein Fake trägt.“

Mit ihrer Investigativ-Arbeit tun sie nicht zuletzt der Branche einen Gefallen. Mit Chronext, einer Online-

Plattform für gebrauchte Uhren, arbeiten sie schon zusammen. Aus der eher unüblichen Leidenschaft für Uhren zweier junger Männer ist auf diese Weise ein Job geworden, den es ohne die sozialen Medien wohl auch nicht geben könnte.

Den Enttarnten gefällt es offensichtlich weniger. „Es gab schon alles: Nachrichten, Anrufe, manche sind hier vorbeigekommen, standen am Tor und wollten rüberklettern“, sagt Schelske. Ihrer Verantwortung seien sie sich schon bewusst. „Gerade bei älteren Modellen müssen wir länger recherchieren.“ Ein Imitat zu tragen, das haben Schelske und Haas schon erfahren, ist dabei keine Frage von arm und reich. „Wir haben beobachtet, dass Leute, bei denen man denkt, die hätten Geld, dafür gerade anfällig sind. Vielleicht denken sie, niemand würde es merken“, sagt Schelske. „Davon abgesehen kann man sich heute auch einfach so darstellen, als hätte man viel Geld. Man kann alles mieten und leasen.“ (jwi.)

Fake-Uhren, die nicht von Audemars Piguet (ganz links) und Rolex (links) sind. Auf dem Bild rechts sind die zwei Münchner „Uhren-Busters“ zu sehen, Robin Haas (links) und Leon Schelske.



Irischer Tropfen mit Pfälzer Geschmack

Die Schotten gelten als Könige des Whiskys. Erfunden haben das „Wasser des Lebens“ allerdings die Iren. Zumindest behaupten sie das. Doch das ist sehr lange her. Nach der Blütezeit im 19. Jahrhundert, als Irland der größte Produzent der Welt war, ist es um den Irish Whiskey – der im Gegensatz zum schottischen am Ende mit „ey“ geschrieben wird, weil sich die Iren von den Schotten abgrenzen wollten – immer stiller geworden. Von den zeitweise gut 2000 Destillieren sind nur drei übrig geblieben, und Irish Whiskey ist zum Nischenprodukt geworden. Ursache waren die vielen politischen Wirren und der wirtschaftliche Niedergang des Landes. Aber auch die Prohibition in den Vereinigten Staaten wirkte sich negativ aus.

Doch jetzt sind die Iren wieder da, und es werden sogar neue Brennereien eröffnet – auch in Dublin, dem einstigen Zentrum der Whiskey-Industrie und Standort der wichtigsten Brennereien des Landes, in dem von einst fast 40 Destillieren keine einzige die Krise überlebt und die letzte 1976 geschlossen hatte. Als die Teeling Distillery im Februar 2015 an der Clontarf Road im Viertel The Liberties den Betrieb aufnahm, war sie die erste neue Brennerei seit mehr als 125 Jahren in der irischen Hauptstadt.

Der Name Teeling steht für die Dubliner Whiskey-Tradition. Walter Teeling, ein Vorfahre der heutigen Besitzer Jack und Stephen Teeling, gründete 1782 in den Liberties – unweit des heutigen Standorts – eine Destille, die es zu beträchtlicher Größe brachte, letztlich aber von einem noch größeren Nachbarbetrieb, der William Jameson & Co., übernommen wurde.

Erst gut 200 Jahre nach der Gründung der ursprünglichen Brennerei tauchte der Name Teeling dann wieder im Zusammenhang mit der Whiskey-Herstellung auf: John Teeling, ein Nachfahre von Walter Teeling und Vater von Jack und Stephen, kaufte 1987 eine Fabrik zur Produktion von Industrialalkohol aus Kartoffeln auf der Cooley-Halbinsel, nördlich von Dublin, baute sie um und eröffnete sie zwei Jahre später als Whiskey-Brennerei unter dem Namen Cooley Distillery. Gemeinsam mit seinen Söhnen wurde er zu einem der Begründer der irischen Whiskey-Renaissance, und als sie ihre Destille 2011 an den internationalen Beam-Konzern verkauften, handelten sie die Übernahme von 16.000 Fässern gereiften Whiskys aus – der zur Grundlage der heutigen Teeling Distillery und ihres erstaunlichen Erfolgs wurde. Der schließlich im Jahr 2015 als Craft-Brennerei gegründete Betrieb hat heute fast 60 Mitarbeiter und exportiert seine Produkte in mehr als 40 Länder. Das vielleicht wichtigste Merkmal der Teeling-Whiskys ist ihre Individualität, die sie der Finish-Lagerung in unterschiedlichen Fässern zu verdanken haben: So gewinnt der Small-Batch-Whiskey in Rum-Fässern seinen Tiefgang, während der Single Grain in kalifornischen Cabernet-Sauvignon-Fässern seinen letzten Schliff bekommt, und der Single Malt – je nach Ausführung – in Fässern reift, in denen zuvor Sherry, Portwein, Madeira, Cognac, Brandy, Weißwein oder Rotwein gelagert wurden. Eine auf 3000 Flaschen limitierte Edition ist dabei vor zwei Jahren die „Riesling-Cask“-Sonderabfüllung gewesen, für die sich die Teelings mit dem Pfälzer Weingut Reichsrat von Buhl zusammengetan hatten und ihren Small-Batch-Whiskey in deren Riesling-Fässern nachreifen ließen. Das wunderbar reichhaltige und komplex fruchtige Ergebnis dieser Kooperation ist inzwischen leider nicht mehr zu haben.

Der zweite Teil dieser fruchtbaren Zusammenarbeit allerdings schon. Seit diesem Herbst ist die „Pinot-Noir-Cask“-Abfüllung auf dem Markt. Die ebenfalls auf nur gut 3000 Flaschen limitierte Sonderedition hat in Spätburgunder-Fässern des Deidesheimer Weinguts Reichsrat von Buhl die letzte Reife bekommen und beweist mit ihrer weichen, vollmundigen Komplexität und beerenfruchtigen Aromatik, dass sich nicht nur die Schotten etwas auf ihr feines „Wasser des Lebens“ einbilden können – sondern durchaus auch die Iren. Peter Badenhop



Mit Tiefgang: Teeling-Whiskey holt eine alte Tradition aus ihrer Nische in die große Öffentlichkeit.

FOTOS: HEISTELLER (2), PRIVAT, INSTAGRAM, @MUNICHWRISTBUSTERS, SCREENSHOTS F.A.Z. MAGAZIN

HEUTE SCHREIBE ICH GESCHICHTE



VON KATHARINA ZORN UND JASNA FRITZI BAUER

GEDICHT VON

MACH MIT!



INSTAGRAM



Katharina Zorn und Jasna Fritzi Bauer schreiben Gedichte

Ein Kind, das nicht einschlafen will, war der Beginn des Projekts „Heute schreibe ich Geschichte, heute schreibe ich Gedichte“. Katharina Zorn griff zu dem Gedichtband „Was ich mir wünsche“ von Thomas Brasch, und sein Gedicht „Halbschlaf“ ließ sie in dieser Nacht nicht mehr los. Sie war aufgewühlt, griff sich ihren Notizblock und schrieb – einen Fließtext über ihren Welschmerz, einen verrückten alten weißen Mann in Amerika und absurde Pandemie-Zeiten. Im Oktober stellte sie mit ihrer Partnerin, der Schauspielerin Jasna Fritzi Bauer, ihr Projekt vor: Gedichte auf Plakaten, wild aufgehängt, zuerst in Berlin, dann auch in Frankfurt. Durch einen QR-Code gelangt man auf die Homepage und kann selbst mitmachen.



Jasna Fritzi Bauer (links) und Katharina Zorn

Jetzt sind Schüler gefragt. Und Lehrer. Und Eltern. Denn das Projekt „Heute schreibe ich Geschichte, heute schreibe ich Gedichte“ richtet sich an alle Generationen, vor allem auch an Kinder und Jugendliche: Wann habt Ihr das letzte Mal Gedanken und Gefühle zu Papier gebracht? Wie geht es Euch? Was fühlt Ihr? Nutzt den Freiraum links auf der Seite und schreibt Euer eigenes Gedicht. Ihr könnt Euch auf Instagram (@heuteschreibich) anregen lassen. Dort findet Ihr Gedichte und Texte von Schauspielern und Moderatoren wie Samuel Koch, Jeannine Michaelsen und vielen weiteren. Also, liebe Schüler, liebe Eltern, liebe Lehrer: Schreibt ein Gedicht auf das leere Feld, schneidet es aus und hängt es auf, zu Hause, in der Schule oder einfach irgendwo! Teilt das Gedicht online unter #heuteschreibich. Vielleicht schafft Ihr es sogar, überall in Deutschland plakatiert zu werden.

Aus den Einreichungen ist eine Art gesellschaftlicher Gefühlsspiegel geworden. „Was beschäftigt dich? Was bewegt dich? Wie geht es dir heute?“ Fragen, deren Antworten in geschriebener Form, diesseits von Social Media, zum Nachdenken anregen. Per Instagram rufen die beiden dazu auf, Gedichte zu verfassen – vielleicht entdeckt man sogar sein eigenes Werk bald auf der Straße. Unterstützt werden sie dabei vom Außenwerbungsunternehmen Ströer, das ihnen Platz an der Straße verschafft. Aus einem kleinen Experiment ist eine Art Bewegung entstanden, die keine kreativen Grenzen kennt – und keine Altersgrenzen. Das Projekt wollen sie deshalb auch in die Schulen bringen. Siehe oben! Anna Wender

FOTO: LOTTERMANN AND FUERTES

Uniqlo kleidet sich wieder in Jil Sander

Frau Sander, vor einem Jahrzehnt haben Sie einige Jahre lang für die japanische Kette Uniqlo Mode entworfen. Jetzt sind Sie zurück, mit einer Kollektion, die es unter dem Namen +J seit vergangenerm Donnerstag zu kaufen gibt. Wo haben Sie an dieser Kollektion gearbeitet?

Bei unserer ersten Kooperation sind wir alle sechs Wochen für acht bis zehn Tage nach Tokio geflogen. Diesmal fanden Stoffentwicklung und das Fitting der Kollektionsmodelle in meinem Hamburger Atelier statt. Unsere Kommunikation mit Tokio lief über Videokonferenzen. Das benötigt einige Übung, aber hat gut funktioniert, obwohl sich die digitale Verständigung nicht mit analoger Zusammenarbeit vergleichen lässt.

In Ihren früheren Kollektionen für Uniqlo ging es immer um die Funktionalität der Stücke. Denken Sie, der Anspruch an Bekleidung hat sich bedingt durch die Corona-Krise verändert?

Es ging mir nicht nur um Funktionalität, auch um Relevanz in der Aussage, um eine zeitgemäße Ästhetik und innovatives Material, das mich inspiriert. Ich glaube, dass keiner dieser Aspekte durch die aktuelle Krise belanglos geworden ist. Gerade weil wir eine historische Zeitenwende durchleben, beschränken sich die Bedürfnisse nicht auf Funktionalität. Die Menschen suchen nicht zuletzt in der Kleidung nach ermutigenden Zeichen des Aufbruchs und der Modernität. Unsere Verletzlichkeit ist uns in letzter Zeit sehr bewusst geworden. Aber damit wächst auch der Wunsch, unsere Individualität zu bestätigen und Haltung zu zeigen.

Was heißt das für die Mode?

In der +J-Herbst/Winter-Kollektion habe ich mich um eine Balance zwischen Volumen und handwerklicher Präzision bemüht. Es ging mir auch um unverbrauchte Schnitte, die dem Zeitgeist entgegenkommen, die räumliche Präsenz und Souveränität verleihen. Das ist ein Aspekt, der im digitalen Modeangebot oft nicht genügend beachtet wird. Hohe Stoffqualität und innovative Materialien standen für mich immer an erster Stelle, meine Entwürfe beginnen mit den Stoffen. Heute, wo das Wissen um die Endlichkeit und Kostbarkeit der



Heidemarie Jiline Sander wurde 1943 in Dithmarschen geboren, wuchs in Hamburg auf, eröffnete dort 1968, im Alter von 24 Jahren, eine Boutique und gründete daraufhin eine eigene Modemarke: Jil Sander. Ihre Herangehensweise: kompromisslos; ihr Stil: puristisch. Damit prägte sie die Mode über das 20. Jahrhundert hinaus.

Im Jahr 2000 verkaufte die Designerin ihr Unternehmen an die Prada Group in Mailand. In den darauffolgenden 13 Jahren ging sie dreimal und kam zweimal zurück, um unter fremden Eigentümern als Chefdesignerin zu arbeiten. Ihr letzter Rücktritt war im Jahr 2013.

2017 zeigte das Frankfurter Museum Angewandte Kunst (MAK) eine von ihr kuratierte Ausstellung über ihr Werk mit dem Titel „Präsens“.

2009 entwarf die Designerin zum ersten Mal für Uniqlo. Die Zusammenarbeit lief über drei Jahre. In diesem Herbst hat sie noch einmal eine Kollektion für den japanischen Discounter entworfen.

physischen Welt so dringend geworden ist, scheint mir die Solidität von Material und Verarbeitung noch wichtiger zu sein.

Was ist das Bekleidungsstück Nummer eins in Zeiten der Krise?

Vielleicht der Mantel, also das Kleidungsstück, das uns in der Öffentlichkeit zuerst definiert und uns Kontur gibt.

Wie hat sich Ihr eigenes Leben bedingt durch die Pandemie verändert?

Ich habe die Krise bisher zuversichtlich und positiv im Atelier durchgestanden. Kreative Arbeit ist eine gute Weise, sich abzulenken. Ich bin sehr viel weniger gereist, das ist etwas, das mir fehlt. Seit Jahrzehnten war ich nicht so lange durchgehend in Hamburg wie jetzt.

Beobachten Sie denn, dass mehr Menschen heute auf eine persönliche Uniform setzen?

Von persönlicher Uniform zu sprechen klingt widersprüchlich. Aber wenn ich ganz unterschiedliche Menschen in meiner Kollektion sehe, dann bestätigt sich, dass gerade ein uniformähnliches Understatement in der Kleidung die Persönlichkeit zum Strahlen bringt. Darum habe ich übermäßigen Dekor immer vermieden, der vom Menschen ablenkt. Der Wunsch zu blenden ist heute sehr zurückgetreten. Man möchte Kontakt aufnehmen und aufs Wesentliche kommen.

Die leichten Daunenjacken, die Sie 2009 für Uniqlo entworfen haben, waren damals etwas Neues. Mittlerweile haben viele Menschen leichte Daunenjacken im Schrank hängen. Wie kann man so ein praktisches Kleidungsstück weiterentwickeln?

Es gibt bei Daunen noch viel Raum für innovatives Design. Natürlich sollten Daunen auch ökologisch unbedenklich und dem Wohl der Tiere nicht abträglich sein. Uniqlo engagiert sich seit längerem intensiv, um diesen Anforderungen optimal zu entsprechen.

Was ist denn die leichte Daunenjacke der Zukunft? Was ist das nächste Kleidungsstück, das niemand mehr missen möchte?

Wir haben Ende der siebziger Jahre Nerz geschoren, damit er moderner wird. Als ich die Leichtdaune in Geschäften für Extremsport entdeckte, war ich sicher, dass die Daunenjacke zum neuen Pelz werden würde. Komfort, Funktionalität und Umweltverträglichkeit werden künftige Trends bestimmen. Aber es ist das Faszinierende an der Mode, dass man die Ikonen der Zukunft nicht voraussagen kann.

Inwiefern unterscheidet sich eine Zusammenarbeit von Herangehensweise und Umsetzung her im Vergleich zu der Arbeit in einem eigenen Modehaus?

Alle qualitativen und quantitativen Entscheidungen müssen gut begründet werden. Bei meiner ersten Zusammenarbeit mit Uniqlo war ich freier und unbeschwerter in meinen Entscheidungen. Das Unternehmen ist seither um ein Vielfaches gewachsen. Meine japanischen Partner haben heute sehr klare Vorstellungen von der Richtung ihrer Weiterentwicklung. Dabei geht es um Wertigkeit und Luxus-Know-how. Entsprechend ist die Kommunikation trotz der Pandemie intensiver geworden. Dabei ist mir mein Team, das ich zu einem guten Teil schon vor einem Jahrzehnt ausgebildet habe, eine große Unterstützung. Diese +J-Kollektion ist aus Gründen der Pandemie und der damit verbundenen Vorsicht sehr konzentriert. Sie ist eine Reduktionsleistung, bei der es darauf ankommt, die Aussage nicht zu verlieren.

Welche Rolle spielt Mode heute in Ihrem Leben?

Ich bin immer auf der Suche nach Neuem, auch in der Mode. Nur habe ich den Eindruck, dass es uns in der aktuellen Verwirrung schwerer fällt, es zu finden.

Die Fragen stellte Jennifer Wiebking.



PRÊT-À-PARLER

FOTOS: HELMUT FRICKE, HERSTELLER/2

Ana Kraš
Artist & Designer

WOOLRICH

#WITHOUTBARRIERS

Immer mit Sonnenbrille:
Heino im Kurhaus
von Bad Münstereifel

Heino, welche Musik hören Sie privat? Volksmusik? Jazz? Metal?
Wenn ich ehrlich bin, höre ich gar keine Musik. Ich habe jeden Tag mit Musik zu tun, das reicht mir. Das ist auch nicht mein Ding, über andere Sachen nachzudenken. Außerdem habe ich dafür überhaupt keine Zeit. Ich bin jetzt 80 geworden und übe noch jeden Tag. Ohne Übung, ohne das ganze Drumherum, funktioniert es nicht mehr. Aber ich bin Gottseidank noch gut drauf. Ich könnte jetzt auch den ganzen Tag in Florida wohnen oder in Kitzbühel, aber so lange ich kann, mache ich weiter.

Wirklich gar keine Musik privat? Es gibt ja Volksmusik-Stars, die viel lieber Jazz spielen würden und zu Hause die Anlage aufdrehen.
Das sind doch nur intelligente Behauptungen, um sich interessant zu machen. Ich höre keinen Jazz, warum sollte ich? Wenn ich doch mal privat Musik höre, höre ich alte Schlager, da hat man sich wenigstens noch Gedanken über Melodien gemacht und über Texte. Wenn man heute in Diskotheken geht und solche Lieder werden gespielt, dann ist die Begeisterung der Leute riesig. Viel größer als bei ausländischen Liedern.

Sie gehen noch in Diskotheken?
Nee, da war ich vor Jahrzehnten das letzte Mal. Aber man hört ja so einiges.

Roy Black hat immer behauptet, er wäre viel lieber ein Rock'n'Roller gewesen, und auch andere Volksmusik- und Schlagerstars sagen gerne solche Sätze. Warum? Weil die Volksmusik in Deutschland manchen als einfach und ein bisschen blöd gilt und man lieber intellektuell wäre?
Klar will man intellektuell erscheinen. Aber ich kannte Roy Black gut, und ich kann mir nicht vorstellen, dass er das, was er gemacht hat, wirklich so schlimm fand. Er war einer der Erfolgreichsten von allen – so verkehrt kann das alles also nicht gewesen sein.

Volksmusik und Heino, das ist für die meisten Deutschen untrennbar verbunden. Würden Sie sagen, dass Sie die deutsche Volksmusik im Alleingang gerettet haben?
Im Grunde genommen ja. Wenn es Heino nicht gegeben hätte, wären Lieder wie „Am Brunnen vor dem Tore“ oder „Ännchen von Tharau“ vielleicht nicht mehr da. Wenn ich als Jugendlicher das Radio angemacht habe, welchen Sender auch immer, gab es nur ausländische Musik. Nichts gegen ausländische Musik, Elvis Presley, Bill Haley, ich kannte die natürlich, aber irgendwie hat mich das alles nicht berührt. Vor allem hat es mich traurig gemacht, dass nichts Deutsches mehr über die Sender lief. Und das wird nicht nur mir so gegangen sein, sondern Millionen Deutschen. Die haben viel Rundfunk- und Fernsehgebühren gezahlt und nichts Deutsches bekommen. Also habe ich angefangen, mit meiner Gitarre auf die Bühne zu gehen und deutsche Lieder zu singen. Und siehe da: Ich hatte damit größeren Erfolg als ausländische Stars, die viel mehr Geld bekamen als ich. Dann bin ich zur Schallplattenfirma gegangen und habe mein Konzept vorgestellt – die waren begeistert.

Das war Ihr Durchbruch.
Ja, gleich von meiner ersten Aufnahme. „Jenseits des Tales standen ihre Zelte“, habe ich 400.000 oder 450.000 Singles verkauft. Die war auf der ersten Schallplatte mit Liedern aus der Bündischen Jugend. Danach hat mir die englische Plattenfirma Electrola einen Zehnjahresvertrag angeboten. Das war damals außergewöhnlich. Ich habe mein Repertoire dann kontinuierlich erweitert, alle Volkslieder aus den Liederheften, „Ännchen von Tharau“, „Wenn die bunten Fahnen wehen“, „Am Brunnen vor dem Tore“. Das waren alles Hits, die keiner mehr kannte und die ich wieder aus der Versenkung geholt habe.

Wären manche Volkslieder nicht zu Recht in der Versenkung verschwunden? Einige aus Ihrem Repertoire haben auch die Nationalsozialisten gesungen – warum hat Sie das nicht gestört?
Dafür können doch die Lieder nichts, dass die Nazis sie missbraucht haben! Aber natürlich wusste ich von Anfang an, dass es da große Vorbehalte gibt. Deshalb habe ich in den ersten 15 Jahren kein einziges Interview gegeben. Mir war klar, dass ich nicht über Lieder diskutieren darf, nicht darüber, wo sie herkommen oder wer sie gesungen hat. Für mein Team und mich stand immer fest: Wir singen kein Lied, das aus der Nazi-Zeit stammt. Wir hatten sogar einen Juristen dabei, der vorher geklärt hat: Dürfen wir das singen, und wenn ja, wollen wir das auch?

Offenbar wollten Sie fast immer. Vor einiger Zeit haben Sie der Heimatministerin in Nordrhein-Westfalen eine Ihrer Schallplatten geschickt.
Jaja, jetzt kommt wieder das mit dem Lied „Wenn dir alle untreu werden“ ...

... das von Heinrich Himmlers SS als „Treuelied“ glorifiziert wurde.
Das mag ja sein.

Aber das können Sie doch nicht einfach wegschieben.
Aber sehen Sie, das ist genau der Punkt: Das Lied stammt aus dem Jahr 1814, außerdem haben wir einen neuen Text geschrieben: „Wie ein Edelstein / so klar und rein / so soll unsere Freundschaft sein.“ Das hat mit dem, was die SS gesungen hat, nur noch die Melodie gemein.

Verstehen Sie trotzdem, dass manche diese Haltung problematisch finden? Oder im besten Fall naïv?
Die Nazis haben dem deutschen Liedgut extrem geschadet, klar. Und ich kann verstehen, dass die jungen Leute nach dem Krieg die Nase voll hatten von diesen Liedern. Wir waren alle froh, dass das endlich vorbei war. Ich weiß noch, als 1955 die Bundeswehr wieder gegründet wurde. Da hatte ich Tränen in den Augen, weil ich Angst hatte, dass der Krieg wiederkommt. Aber noch mal: Die Lieder, die es schon vorher gab, kann man doch da nicht mit reinziehen!

Trotzdem waren deutsche Volkslieder nach dem Krieg bei vielen verpönt.
Sicher, wenn man damals mit einem deutschen Lied zu den Rundfunkanstalten gegangen ist, ist man schräg

angekuckt worden. Viele Sender haben mich auch nicht gespielt, der WDR nicht, Radio Hamburg nicht, weil sie eine Antipathie gegen die deutschen Lieder hatten. Ich weiß noch, wie ich zu Hans Hoff ging, dem damaligen Unterhaltungsmusikchef des WDR, und der zu mir und meinem Produzenten Ralf Bendix sagte: „Ach wissen Sie, Herr Heino, wir wissen, dass Sie beim Publikum sehr gut ankommen, aber meine Frau und ich mögen Charles Aznavour. Deswegen spielen wir ihn und nicht Sie.“

Haben Sie das hingenommen?
Nein, das muss man sich doch nicht gefallen lassen, dass ein Unterhaltungschef so was mir und meinem Produzenten sagt, der doppelter Doktor und ein intelligenter Mensch war. Ich bin dann zum damaligen nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten Heinz Kühn gegangen und habe ihm die Situation geschildert. Danach musste der WDR mich senden. Eine Anstalt wie der WDR hat einen Auftrag. Und der besteht nicht darin, nur englische Musik zu spielen.

Wäre es etwas heute noch möglich? Dass ein Ministerpräsident dem Unterhaltungschef den Marsch bläst und sagt: Spiel den mal?
Weiß ich nicht, das hat sich ja alles so verändert. Aber wenn wir damals nicht hartnäckig gewesen wären und für die deutschen Lieder gekämpft hätten, wäre vielleicht vieles anders gelaufen. Dann wäre das ganze volkstümliche Repertoire, mit dem sich jetzt viele andere schmücken, wahrscheinlich untergegangen.

Was hat Sie an den alten Liedern fasziniert?
Ich fand sie einfach schön. Ich habe mich in den Fünfzigern erst an den damaligen Schlagern orientiert, an Freddy Quinn, Gerhard Wendland, Rudi Schüricke, „Wenn bei Capri die rote Sonne“ und solchen Sachen. Das waren alles Jungs, die schön gesungen haben. Mit der heutigen Musik kann man das nicht vergleichen, da weiß man gar nicht mehr, wer wer ist. Eigentlich kenne ich überhaupt keinen von den modernen Musikern mehr, weil mich das nicht interessiert. Ich habe keine Lust mehr, mich mit anderen Kollegen zu beschäftigen.

Sie gelten, nicht nur im Ausland, als deutsche Ikone. Was ist das typisch Deutsche an Ihnen?
Mein Liedgut. Und dass ich nur Deutsch singe.

Was bedeutet Ihnen der Begriff Heimat, den Sie in Ihren Liedern immer wieder beschwören?
Wo ich geboren bin, wo ich mich wohlfühle, mit Freunden und Familie – und vor allem, wo meine Frau Hannelore ist.

Sie haben früh zu bekannten, erfolgreichen Männern aufgeschaut, auch zu Ihrem Produzenten Ralf Bendix, der mit dem „Babysitter Boogie“ 1961 selbst einen Hit hatte und eine Art Ziehvater für Sie war. Lag das daran, dass Ihr eigener Vater früh gestorben ist?
Da habe ich noch nicht drüber nachgedacht, aber ja, das wäre möglich. Mein Vater ist 1943 mit 29 Jahren im Krieg

„ICH HÖRE GERNE ALTE
MAN SICH WENIGSTENS
MELODIEN UND TEXTE

SCHLAGER, DA HAT
NOCH GEDANKEN ÜBER
GEMACHT“

Heino wurde oft angefeindet, etwa für seine Volkslieder, die auch bei den Nazis beliebt waren, und seinen Auftritt im Südafrika der Apartheid. Ihn ficht das nicht an. Er spricht über Liedgut, Fehlritte – und seinen Erfolg.

Von Martin Benninghoff und Oliver Georgi, Fotos Daniel Pilar

gefallen. Da war ich drei, ich habe keine Erinnerung an ihn. Ich bin mit meiner Mutter und meiner Schwester in Düsseldorf aufgewachsen. Ein Großteil meiner Familie lebte damals in Köln, zu denen hatte ich gar keinen Bezug. Das waren arme Verhältnisse. Ich wollte studieren, aber das konnte meine Mutter sich nicht leisten. Also habe ich eine Bäckerlehre gemacht, danach zwei Jahre Konditor gelernt. Dann war ich 20 und wollte nicht mehr. Ich wollte nur noch Musik machen, den ganzen Tag.

War der frühe Tod des Vaters ein Grund dafür, dass Sie nicht wie andere Ihrer Generation gegen die Eltern-generation rebelliert haben? Weil Sie sich nicht an einer Vaterfigur reiben konnten?
Wir hatten doch überhaupt keine Zeit für Rebellion! Wir sind im Krieg nach Großhain in Sachsen verschickt worden, weil in Düsseldorf die Bomben fielen. Als wir nach 1945 wieder zurückkamen, ging es nur darum zu überleben, um nichts anderes. Wir waren froh, dass wir was zu essen hatten!

Aber in den Sechzigern beehrte die Jugend auf, mit Beatmusik, mit langen Haaren und Schlagbosen. Vielen galten Sie mit den kurzen blonden Haaren und dem konservativen Kleidungsstil als reaktionär, vielen Linken waren Sie regelrecht verhasst. Wollten Sie nie provozieren?
Ich hatte Verständnis für die langhaarigen Leute, aber ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, so rumzulaufen oder so zu sein. Ich wollte auch nie diese großen Veränderungen, für die die Achtundsechziger auf die Straße gegangen sind. Ich war froh, dass der Krieg vorbei war und wollte meine Musik machen. Es gab für mich keinen Grund für Rebellion.

Nicht gegen autoritäre Eltern, nicht gegen den Schah und auch nicht für mehr Freiheitsrechte?
Nein, ich habe mich schon damals an die alten Zeiten gehalten. Romantik, Liebe, Sehnsucht, was Freddy Quinn damals sang. Der lag voll auf meiner Schiene. 1961 war eine „Löwen“-Verleihung in Essen, viele Stars, Dave Dee, Dozy, Beaky, Mick & Tich, das war so 'ne Rockergruppe. Gruga-Halle, in den ersten 30 Reihen nur Rocker in Lederjacken und Ketten. Ich dachte: Du lieber Gott! Dann wurde Freddy angesagt, ich habe die Luft angehalten. Er ging mit seiner Gitarre auf die Bühne, holte einen Brief raus, faltete ihn auf und sagte: „Meine Mutter hat mir geschrieben.“ Und dann sang er „Junge, komm bald wieder“. Die Rocker in den ersten Reihen haben alle geheult. Der Freddy hatte schon Mumm. Das hätte ich mich nicht getraut. Aber ich habe so bei mir gedacht: Da siehst Du mal. Du bist auf dem richtigen Weg.

Ihre Markenzeichen sind blonde Haare und Sonnenbrille. Eigentlich müssten Sie die seit einer Augenoperation Ende

Tourneen gemacht. Bis auf zwei Ausnahmen, einmal mit Lolita, einmal mit Maria und Margot Hellwig. Da konnten die Leute sagen, dass sie zu Maria und Margot Hellwig gehen und nicht zu Heino.

Bei Ihnen kommen auffallend oft die Wörter „Markt“ und „Firma“ vor, Ihre Fans haben Sie als „Kunden“ bezeichnet. Das klingt eher nach Kosten-Nutzen-Analyse als nach Leidenschaft für die Musik. Ist Ihnen Geld so wichtig? Wir alle arbeiten doch dafür, dass man Geld verdient! Wenn ich was anderes sagen würde, wäre das unehrlich. Mit meinem ersten Zehnjahresvertrag habe ich eine Garantie bekommen wie heute die Kicker: Die müssen nur gut spielen, ich muss nur gut singen. Ich habe immer viel gearbeitet, das mache ich heute noch, und das lasse ich mir bezahlen. Deshalb ist Geld wichtig für mich. Aber es ist nicht das Wichtigste. Das Wichtigste ist, dass ich mir etwas geschaffen habe, das bleiben wird.

Trotzdem scheint Ihnen Profit viel zu bedeuten. Singen Sie alles weg, solange am Ende die Kasse stimmt? Das ist doch alles dummes Zeug!

Sie haben in Namibia das „Südwesterland“ gesungen, die Hymne der Deutsch-Namibier, deren Melodie im Zweiten Weltkrieg als „Panzerlied“ bekannt war. Auch in Südafrika sind Sie während des Apartheid-Regimes aufgetreten. Ach, Südafrika! Ich war 1982 oder 1983 dort und habe ein Angebot für einen Auftritt bekommen. Da habe ich mit meinem Team überlegt, ob wir das machen sollen. Ich war der Meinung ja, weil auch schon andere da waren, Freddy Quinn, Udo Jürgens, der Günter-Kallmann-Chor, James Last. Warum also ich nicht? Natürlich sollte man bei der Apartheid überlegen, aber wenn die anderen das auch gemacht haben? Ich habe mir darüber keine Gedanken gemacht.

Viele andere Künstler haben sich Gedanken gemacht und einen Auftritt abgelehnt. Warum hat man Ihnen Ihr Gastspiel in Südafrika 1983 danach mehr angekreidet als Freddy Quinn oder Udo Jürgens?
Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich wieder, weil Volkslieder so einen schlechten Ruf haben. Und vielleicht, weil ich blond bin und blaue Augen habe. Da fängt bei manchen Journalisten direkt die Schnappatmung an. Aber mich hat das alles politisch überhaupt nicht interessiert. Ich war wegen der Musik in Südafrika und für den Erfolg. Sonst für nichts. Außerdem bin ich da unten behandelt worden wie ein König. Das hat mir gefallen.

Trotzdem: Bereuen Sie es mittlerweile, mit Ihrem heutigen Wissen?
Wenn ich heute darüber nachdenke, muss ich sagen: Okay, hätte ich vielleicht lieber nicht machen sollen. Aber dann muss man die anderen genauso dafür angreifen.

Ich glaube, eher wegen der Kultmarke. Die wollen mal wissen, was der Heino so macht. Noch mal einen achtzigjährigen Opa auf der Bühne sehen. Die sind alle seit dem Album „Mit freundlichen Grüßen“ dabei.

„Mit freundlichen Grüßen“ war also eine bewusste Marketingentscheidung, weil Sie Angst hatten, dass Ihnen Ihre Fans wegsterben?
Sicher, das war geplant. Vorher sind immer viele jüngere Leute zu mir gekommen und haben gesagt: Mensch Heino, Du hast so eine gute Stimme, sing doch mal was für uns. Aber ich wusste überhaupt nicht, was – und schon gar nicht, was die hören wollen, das war ja überhaupt nicht meine Welt. Dann habe ich zu meinem Manager gesagt, hör Dich doch mal um, was gerade so in ist. Irgendwelche Töne zu singen, fällt mir nicht schwer.

Kamten Sie die Songs, die Ihr Manager Ihnen vorschlug? Die meisten nicht. Nur „Junge“ von den Ärzten und Rammsteins „Sonne“. Aber dann war auch schon Schluss.

Die Ärzte waren nicht begeistert, dass Sie einen Song von ihnen ohne Absprache covern. Das Ganze wirkte für manche zu sehr wie ein abgekartetes Spiel, wie ein offensichtlicher PR-Coup. Waren Ihnen solche Vorwürfe egal? Völlig, das ist mir gleich. Und selbst wenn es eine gute PR-Aktion war: Ich hatte eben immer gute Leute um mich herum und habe viel von ihnen angenommen. Da lernt man eine Menge, seit mehr als 40 Jahren.

Gab es alte Fans, die danach gesagt haben, das ist nicht mehr mein Heino?
Ja, kann schon sein. Aber ich bin jetzt 80, da stört es doch keinen mehr, was ich singe. Das war früher anders.

Warum geht eine Band wie Rammstein mit Ihnen überhaupt auf die Bühne? Oder machen Sie und die am Ende etwas Ähnliches, mit Texten über deutsche Sehnsüchte und gerolltem R?
Sie wollen darauf raus, ob die rechter sind als ich. Ich bin doch überhaupt nicht rechts.

Nein, wir halten Rammstein nicht für rechts und Sie allenfalls für ziemlich konservativ. Die Frage war eher, ob Rammstein im Grunde nicht die Fortsetzung von Heino mit anderen Mitteln ist, nur mit mehr Pyrotechnik und Provokation?
Ach was, das ist überhaupt nicht vergleichbar. Diese Videos, in denen sie aufmarschieren und provozieren, das ist wirklich nicht meine Welt.

Nachdem Sie „Sonne“ von Rammstein gecouvert haben, ohne das der Band vorher zu sagen, hat Till Lindemann Ihnen in einer Talkshow einen Gedichtband von sich zukommen lassen, in dem ein Messer versteckt war.

Nein, das war nicht ich, sondern meine Schallplattenfirma, die Electrola. Die haben eine Sorgfaltspflicht gegenüber ihren Künstlern, und wenn da jemand Schallplatten von mir auflegt und nicht singt und so tut, als sei er Heino, dann müssen die sich dagegen wehren.

Sie hätten das nicht gemacht?
Ach, woher denn, das war für mich doch nur kostenlose Werbung.

Und die Sache mit Otto Waalkes? Der Sie in „Otto – Der Film“ als Zombie-Armee parodiert hat, die wie bei Michael Jacksons „Thriller“-Video aus den Gräbern steigt? Da heißt es, Sie hätten einem Treffen mit ihm nicht zugestimmt. Das ist auch Blödsinn. Ich verstehe mich mit Otto bestens und habe das auch damals getan. Das ist alles von den Medien aufgebauscht worden – aber eher sauer gewesen, wenn er mich nicht parodiert hätte und das stattdessen mit Tony Marshall gemacht hätte.

Wie finden Sie das, was heute unter dem Label Volksmusik produziert wird?

Viele Schlager von heute sind überhaupt keine Volksmusik. „Am Brunnen vor dem Tore“, „Sah ein Knab ein Röslein stehn“, das sind für mich Volkslieder, Lieder, die viele Jahre auf dem Buckel haben. Nicht dieser Kram, der heute mit einem volkstümlichen Touch produziert wird. Obwohl: Wir haben das natürlich auch gemacht. Bis die „Hitparade“ von Dieter Thomas Heck kam, habe ich nur reine Volkslieder gesungen – aber mit Liedern wie „Am Brunnen vor dem Tore“ konnte man bei Heck nicht auftreten. Wir wollten einen größeren Markt haben, weil wir wussten, dass mein Publikum bei 40 aufwärts anfängt. Da war ich erst 26. Also haben wir auch Schlager komponiert, „Die schwarze Barbara“, „Blau blüht der Enzian“, „Karamba, Karacho, ein Whisky“, um in diesen Markt reinzukommen. Das ist uns gelungen. Aber Volksmusik ist das nicht. Die Songs der Beatles werden eines Tages Volkslieder sein. Aber das braucht Zeit.

Und die Lieder von Helene Fischer? Die auch?
Keine Ahnung. Die Helene kenne ich ganz gut, die singt doch schön. Aber auch bei ihr haben sich die Geister nach ihrem großen Erfolg geschieden, wie heißt der jetzt noch gleich?

Sie meinen „Atemlos“?
„Atemlos“, genau. Eine gute Künstlerin, sieht toll aus, da bin ich auch gar nicht neidisch drauf. Aber sie macht eben Schlager. Keine Volksmusik.

Wer kümmert sich um die Volksmusik, wenn Sie einmal nicht mehr da sind?
Gute Frage. Wenn ich abtrete, wird die wahrscheinlich erst einmal nicht mehr gespielt werden. Aber wer weiß, vielleicht kommt eines Tages jemand, der sie wiederbelebt. Wäre ja blöd, wenn all' diese wunderbaren Lieder – so altmodisch sie sich anhören – ganz verschwinden würden. Wenn man die neben „Junge“ von den Ärzten oder „Sonne“ von Rammstein hört: Das ist was ganz anderes. Das waren noch gestandene Melodien.

Heinos Frau Hannelore kommt in den Raum.

HANNELORE: Ich habe ein paar Sachen dabei.

Hannelore greift in ihre Tasche und bringt Heino-Merchandising hervor: Gummibärchen in Heino-Form aus dem Haus Haribo, Autogrammkarten, CDs.

HANNELORE: Eine Biografie, ein Heino-Backbuch, vielleicht hat jemand von Ihnen eine Frau, die gerne backt. Ich habe leider nur eine CD, die aktuelle. Aber dafür ein paar Gummibärchen zum Naschen.

Haribo, von Hans Riegel. Den kamten Sie persönlich?
HANNELORE: Ja, er war ein großer Heino-Fan.
HEINO: Ich will aber noch weiter erzählen, wenn Hannelore irgendwann mit ihren Geschenken fertig ist. Als ich die Hannelore kennengelernt habe, hat man uns beide zu Firma gerufen ...

Zu Ihrer Plattenfirma, meinen Sie?
HEINO: Ja, ich sage immer „die Firma“, weil es ja ums Geldverdienen geht. Also, da saß der ganze Vorstand,



„WIR HATTEN KEINE ZEIT FÜR REBELLION“

der Siebziger nicht mehr tragen. Wann haben Sie gemerkt, dass Sie sie trotzdem nicht mehr ablegen sollten?
Spätestens als ich parodiert wurde, von Komikern, aber auch von Kollegen. Da war mir klar: Du bist jetzt eine Marke, die Brille gehört zu Heino dazu. Wenn ich sie abnehme, kann ich alles sehen, aber warum sollte ich das tun? Es kann einem doch nichts Besseres passieren als parodiert zu werden.

Sie wurden von Beginn an belächelt. Haben Ihnen Ablehnung und Spott nie etwas ausgemacht?
Nein, das hat mich überhaupt nicht berührt. Es ist bei mir wie bei einem Fußballspieler: Der hat vielleicht mal ein schlechtes Spiel, aber einen guten Deal mit der Firma. Wenn ich auf mein Konto und meine Plattenumsätze geguckt habe: Warum sollte mich der Spott da gestört haben?

Trotzdem klingt bei Ihnen immer wieder eine Art Minderwertigkeitskomplex durch. Oder täuscht der Eindruck?
Nein, so etwas habe ich nicht, nie gehabt. Ich habe nichts Unrechtes getan, sonst hätte mir die Plattenfirma nicht diesen Vertrag gegeben. Aber ich wusste um die Vorbehalte mir gegenüber. Deshalb habe ich auch nie

Geben die Deutschen zu schlecht mit ihren Stars um, zu undankbar?
Nein, den Eindruck habe ich nicht. Gerade seit ich 2013 meine Rock-Platte gemacht habe, „Mit freundlichen Grüßen“, werde ich auch von jungen Leuten unheimlich nett behandelt. Die sind sehr tolerant und respektvoll, das habe ich früher nie so erlebt. Ich war in Wacken gemeinsam mit Rammstein auf der Bühne. Da hätten mich die jungen Leute auch niederpfeifen können. Haben sie aber nicht gemacht. Im Gegenteil, die haben mich hochleben lassen. Vielleicht hätte ich schon früher so eine Platte machen sollen.

Als Sie anfangen, waren viele Ihrer Fans schon über 40 – viele von ihnen sind mittlerweile gestorben. Wer sind heute Ihre Fans?
Ein paar gibt es schon noch, die fast so alt sind wie ich. Im Grunde sind es aber längst die jungen Leute, die bis 35 oder 40.

Kommen die wirklich mit einem ehrlichen Interesse am Volkslied zu Ihren Konzerten? Oder eher, weil Heino längst eine Kultmarke ist?



Heino stellt sich dem Fotografen am Kurhaus von Bad Münsterfeld. Im Laufe des Gesprächs ströbt auch seine Frau Hannelore dazu.

Ja, das wusste ich aber vorher, das hatte mir ein Journalist vor der Sendung gesteckt. Das ist halt Tills Humor, das habe ich nicht ernst genommen. Im Gegenteil, die Rammstein-Jungs waren wirklich nett zu mir. Die haben sich auf der Bühne viel Mühe gegeben und ausgiebig mit mir geprobt. Da habe ich gemerkt, dass auch Rammstein nur mit Wasser kochen. Auch die können einen anderen Interpreten nicht sofort begleiten. Da sind meine Musiker besser. Trotzdem war das für mich wie ein Ritterschlag. Das hätte auch anders ausgehen können.

Inwiefern? Dass die Fans Ihre neue Selbstironie nicht verstehen?
Wieso neue? Ich bin Rheinländer und habe schon immer viel Humor gehabt. Das ist nur immer falsch dargestellt worden. Der Heino ist so ernst und so muffig, hieß es immer. Völliger Blödsinn.

Am Anfang Ihrer Karriere waren Sie offenbar noch nicht so humorbegabt. Immerhin sind Sie gerichtlich gegen etliche Heino-Doppelgänger mit blonder Perücke und Sonnenbrille vorgegangen.

Europadirektor Jung, Ralf Bendix, der mich entdeckt hat, der Herr Neukirchner, der Vorsitzende Richter, und da sagt der Chef... Ach, Hannelore, komm, Du kannst die Geschichte besser erzählen!

HANNELORE: Welche Geschichte? Ich weiß doch gar nicht, wo ihr seid!

HEINO: Ach, die Geschichte mit der Firma und der Trennung.

HANNELORE: Ach so, die, ja gut. Also, die Zeitungen waren voll, als wir zusammenkamen, wir waren ja beide noch verheiratet. Speziell die „Bild“-Zeitung, die haben uns später zur Hochzeit sogar ein Buch mit 37 Titelseiten geschenkt, die sie in der Zeit über uns gemacht haben. „Prinzessin liebt Heino, Heino liebt Prinzessin, beide verheiratet, im Wohnwagen ertappt“, es war ein Riesenskandal. Die haben uns regelrecht zusammengeschrieben. Wir haben uns in der Jury bei der Miss-Austria-Wahl kennengelernt, in der wir beide waren, ich hatte vorher einen schweren Autounfall gehabt, war fast ein Jahr im Krankenhaus gelegen. Ich habe mich also mit zwei Krücken zur Miss-Austria-Wahl geschleppt, Heino hatte gerade den Film „Blau blüht der Enzian“ gedreht. Wir haben uns gleich sehr gut verstanden, und dann gab das eine das andere. Seine Ehe war nicht die intakteste, meine auch nicht, obwohl ich einen wunderbaren blonden Prinzen hatte.

Und das missfiel Heinos Plattenfirma, so viel Promiskuität bei einem Volksmusikstar?

HANNELORE: Das mochten die überhaupt nicht! Wir wurden in die Geschäftsleitung gerufen, und es hieß: Prinzessin, wir müssen dringend mit Ihnen sprechen. Ich dachte: Was wollen die nur?

HEINO: Vielleicht Lohnerhöhung oder was.

HANNELORE: Ich kannte ja das Geschäft, ich habe früher auch lange geschauapielt und gesungen, „Ich kauf mir lieber einen Tirolerhut“, „Liebesgrüße...“

HEINO: ... aus der Lederhose“.

HANNELORE: Ach, Heino. Auf jeden Fall saßen wir kreuzbrav bei der Geschäftsleitung, und da haben die uns eine Standpauke gehalten: So geht das nicht, das können Sie nicht machen, wir haben so viel Arbeit in Heino gesteckt, und jetzt kommt er mit einer österreichischen Prinzessin daher – Sie müssen sich trennen! Da habe ich den Heino bei der Hand genommen und gesagt: Wir gehen jetzt lieber. Wir haben die einfach sitzengelassen. Ich habe denen zum Abschied nur noch gesagt: Sie kümmern sich um die Karriere, ich kümmere mich um das Privatleben.

Hannelore, Sie haben früher selbst gesungen, dann aber aufgehört.

HANNELORE: Ja, weil meine Familie, die von Auersperg, und mein Schwiegervater, der Fürst, das nicht angemessen fanden. Dafür habe ich dann Mode gemacht.

Welchen Einfluss haben Sie auf die Karriere Ihres Manns gehabt?

HANNELORE: Zuerst einmal habe ich ihn vernünftig angezogen. Das war erst mal das Wichtigste. Er kam damals immer nur mit einem Rollkragenpullover oder einem schwarzen Lederjäckchen, oder was Du gerade besessen hast. Nichts Ordentliches. Da sind wir erst mal nach Florenz einkaufen gegangen.

HEINO: So was muss ich mir hier dauernd gefallen lassen.



HANNELORE: Das hast Du Dir doch gern gefallen gelassen!

HEINO: Aber zurück zum Treffen in der Firma: Wir sind einfach aufgestanden und gegangen, und fünf Minuten später kamen die hinter uns her und entschuldigend sich. Die Zeitungen waren voll davon.

Sie haben die Medien von Beginn an aber auch als Marketinginstrument begriffen. Das wirkte oft sehr kooperativ.

HANNELORE: Natürlich ist es besser, mit den Medien zusammenzuarbeiten als gegen sie. Wir hatten schon früh gute Kontakte zur „Bild“-Zeitung, zu Mark Pittelkau, der war damals noch ein kleiner Reporter. Der ruft uns oft an und fragt: Ist das wahr, was ich da gehört habe, kann ich da was draus machen? Ich sage ihm immer: Ich kann Dich eh nicht stoppen, also mach's halt.

HEINO: Ich habe zu allen Redakteuren und Reportern ein gutes Verhältnis. Mich können sie alle befragen, von links und rechts, von oben und unten.

Es gab in Ihrer beider Leben schwere Schicksalsschläge:

den Tod von Heinos Tochter und seiner früheren Lebensgefährtin, Hannelores Herzinfarkt. Sind die Medien da immer fair mit Ihnen umgegangen?

HEINO: Nicht immer. Gerade beim Tod meiner Tochter nicht, die sich das Leben genommen hat, genau wie ihre Mutter, mit der ich nicht verheiratet war. Natürlich kommt dann die Presse und fragt, und natürlich muss man dann antworten. Das gehört dazu, wenn man berühmt ist.

War das damals ein Thema, dass es eine uneheliche Tochter war?

HEINO: Sicher. Es stand aber lange nicht fest, ob es überhaupt meine Tochter ist, das war erst nach sieben Jahren klar. Als die Tochter geboren wurde, war ich noch der Heinz Georg Kramm, nicht der Heino.

HANNELORE: Du warst noch Bäcker, und erst, als Du Heino geworden bist, hat sie sich mit ihrem Ehemann gestritten und kam plötzlich mit einer Tochter daher. Aber das war vor meiner Zeit.

HEINO: Ist ja logisch, dass das damals ein Riesending wurde. Die eine Hälfte der Presse mochte mich, die andere hasste mich. Das war mir aber wurscht. Man hat mich schon so lange beschimpft und geschnitten – und jetzt bin ich 80 und habe immer noch Erfolg. Was soll's?



Heino, Sie machen generell einen tiefenentspannten Eindruck.

HEINO: Ja, mich erschüttert nix.

Und Sie, Hannelore? Hat Sie das alles auch so kalt gelassen?

HANNELORE: I wo, überhaupt nicht. Was mich zum Beispiel sehr geärgert hat: Er hat 1977 vom damaligen Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg, Hans Filbinger, den Auftrag bekommen, eine CD mit allen drei Strophen der deutschen Nationalhymne zu machen. Die sollte in den Schulen verteilt werden. Dann ging das Donnerwetter los.

HEINO: Wir waren uns der Problematik bewusst und hatten uns vorher mit Bundespräsident Walter Scheel in Verbindung gesetzt, der mir bestätigt hat, dass ich alle drei Strophen singen darf. Als wir die CD rausgebracht haben, ging ein Theater los, und was für ein Theater! Ich war ja der Lieblingsänger von Willy Brandt, das war danach vorbei. Die SPD hat losgeschimpft wie ein Rohrspatz.

Ein Eklat mit Ansage.

HEINO: Wieso denn? Deshalb hatten wir uns doch bei Bundespräsident Scheel rückversichert. Die offizielle Antwort war, dass alle drei Strophen des Liedes der Deutschen die Nationalhymne sind, zu staatlichen Anlässen aber nur die dritte gesungen wird.

Würden Sie auch da heute sagen: Das hätte ich besser nicht gemacht?

HANNELORE: Warum denn? Er hat doch nix falsch gemacht!

HEINO: Genau, Hannelore.

Heino, 2013 haben Sie in einem Zeitungsinterview gesagt: „Ich bin hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder und flink wie ein Windhund.“ Das ist ein leicht abgeändertes Hitler-Zitat. Haben Sie da auch nichts falsch gemacht?

HEINO: Ich weiß nicht, ob ich das gesagt habe.

Doch, doch. Das war in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung.

HEINO: Wenn ich es gesagt habe, dann habe ich das nicht mit Hitler in Verbindung gebracht. Den Spruch kannte ich schon als kleines Kind. Wo der herkam, darüber habe ich nicht nachgedacht. Außerdem: Wenn ich das nicht alles genau so gemacht hätte – inklusive aller Anfeindungen –, würde ich jetzt nicht hier sitzen. Also kann das alles nicht so verkehrt gewesen sein.

Ein wenig Skandal ist hilfreich für eine lange Karriere?

HEINO: Ja, vielleicht. Aber dieser angebliche Skandal wegen des Windhunds, der war jedenfalls unbegründet.

Man kann als Prominenter auch bewusst mit dem Skandal und dem Grenzwertigen spielen.

HEINO: Dann ist es aber auch ein Skandal, wenn die Politiker nach Bayreuth spazieren, obwohl sie wissen, dass Richard Wagner ein Antisemit war! Es wird immer so viel geschrieben und erzählt. Ich sollte schon mehrmals das Bundesverdienstkreuz bekommen. Einmal habe ich es nicht bekommen, weil ich in Südafrika während der Apartheid gespielt habe, ein anderes Mal wegen der Filbinger-Sache. Und Peer Steinbrück wollte das nicht, als er Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen war. Das ist alles so verlogen.

Tut Ihnen das weh, dass Ihnen diese letzte Anerkennung bislang verwehrt geblieben ist?

HEINO: Nein, weh tut das nicht. Aber die Leute müssten sich endlich mal ehrlich mit dem beschäftigen, was ich mache und gemacht habe. Wenn jemand eine sechzigjährige Karriere hinter sich hat, muss doch irgendwas dahinter sein.

HANNELORE: Heino ist in Afrika aufgetreten, in den Vereinigten Staaten, in Kanada. Immer und immer wieder. Für die Deutschstämmigen dort, für deren Kinder und Enkel, war Heino die Stimme der Heimat. Eine Art Botschafter mit Volksliedern und dann später auch mit Rockmusik.

Heino, 2004 hatte Ihre Frau einen schweren Herzinfarkt, im Jahr darauf haben Sie Ihren Bühnenabschied gefeiert.

Wie war das?

HANNELORE: Entsetzlich. Er hat sich von einer Arschbacke auf die andere bewegt und wusste nichts mit sich anzufangen, außer Schachspielen. Ich war froh, als er doch wieder weitergemacht hat.

Sie sind immer offen mit den Familienproblemen umgegangen. Über Ihren Sohn Uwe haben Sie mal gesagt: Wenn er auf mich gehört hätte, wäre mehr aus ihm geworden.

HEINO: So ist es, und dazu stehe ich.

Waren Sie ein guter Vater? Oder ein harter?

HEINO: Weder hart noch gut. Wenn ich ein harter Vater gewesen wäre, hätte ich anders reagiert. Ich war 26 Jahre alt und mein Sohn Uwe sechs, als ich entdeckt wurde und mir die Schallplattenfirma einen Zehnjahresvertrag anbot. So viel Geld, das war mir klar, kann ich als Bäcker im ganzen Leben nicht verdienen. Damals war ich ein armer Schlucker – was hätten Sie denn gemacht? Ich kann mir nicht vorstellen, dass Sie etwas anders gemacht hätten. So hatte ich für zehn Jahre erst einmal ausgesetzt. Da war mein Sohn noch zu Hause. Aber dann habe ich ihn in ein Internat in die Schweiz geschickt.

A N N A M A R I A
C A M M I L L I
F I R E N Z E

HANNELORE: Das war Dein größter Fehler.

HEINO: In das Internat ging er mit den Söhnen von Gunter Sachs. Da rief er mich nach vier Wochen an: Vater, ich halte das hier nicht aus, und dann heute er. Was habe ich gemacht? Ich habe ihn in einer Nacht- und Nebelaktion hergeholt und hier in ein Internat gesteckt. Da hatte er zwar gute Noten, aber sonst wenig Ehrgeiz. Ich habe ihm gesagt, dass er Gitarre lernen soll. Kann ich, sagte er. Lern doch wenigstens Klavier, sagte ich. Kann ich, sagte er. Lern doch dies, lern doch das – alles konnte der. Nichts konnte der! Noch heute unterstütze ich ihn ja. Vor ein paar Wochen habe ich ihm ein Auto gekauft. Das bekam er, und kurz darauf war der Führerschein weg. Ich bin 80. Normalerweise gehe ich davon aus, dass der Sohn dann den Vater unterstützt – und nicht umgekehrt.

Was ist schiefgelaufen?

HEINO: Ich weiß es nicht, er war ja immer mit, auf der Bühne, überall.

HANNELORE: Er hat alles bekommen – ihm ging es zu gut, ohne dass er selbst etwas dafür tun musste. Er wurde verwöhnt von Anfang bis Ende. Er ist jahrelang bei seiner Großmutter aufgewachsen, dann hat Heino seine zweite Ehefrau geheiratet. Uwe wusste lange Zeit gar nicht, dass das nicht seine leibliche Mutter ist.



Haben Sie später eine Mutterrolle eingenommen, Hannelore?

HANNELORE: Ja, später schon. Uwe war 18, als ich ihn kennengelernt habe. Heino und ich wollten auch eigene gemeinsame Kinder und hatten schon ein Kinderzimmer eingerichtet. Aber es hat nicht sollen sein. Deshalb ist und bleibt Heino mein Kind, auf das ich aufpassen muss. Es ist schwer, wenn man einen Vater hat, der so bekannt und so berühmt ist. Und Uwe wollte noch besser sein, aber nur sehr wenig dafür tun.

Heino, 2003 hat sich Ihre Tochter Petra umgebracht.

HANNELORE: Wir waren gerade auf einem Kreuzfahrtschiff, der MS Europa, und Petra wollte eigentlich mitkommen. Aber sie war an einer Depression erkrankt, und der Arzt meinte, für eine Reise sei sie zu labil. Auf hoher See, wir konnten nicht zurück und bis zum nächsten Hafen nicht aussteigen, hat sie sich das Leben genommen. Tragisch.

HEINO: Aber jetzt habe ich ja meine Enkel. Der ältere, Sebastian, hat ein Lied für mich geschrieben: „Der Junge mit der Gitarre“.

Gab es nie einen Punkt, an dem Sie Ihre Popularität auch nervig fanden, wie eine Last?

HEINO: Nein. Meine Gedankengänge sind da anders: Wenn ich diesen Job habe und rausgehe, und jemand möchte ein Autogramm oder ein Foto haben, dann mache ich das. Früher sind die jungen Leute gekommen, um ein Autogramm für die Oma oder den Opa zu bekommen. Jetzt kommen sie und fragen, ob sie mit mir ein Selfie bekommen. Dass sich die Jugend mit mir identifiziert, obwohl ich 80 bin – das ist toll! Außerdem will ich, dass die meine CDs kaufen. Das ist doch der Sinn der Sache.

Auf einem Foto im Kurhaus Bad Münstereifel sind Sie mit Mick Jagger zu sehen. Hat der jemals verstanden, was Sie machen?

HEINO: Auf jeden Fall kannte er mich – und das ist doch herrlich. Er hatte mich zu einem Konzert der Rolling

Stones im Müngersdorfer Stadion eingeladen, Siegfried und Roy waren auch dabei.

HANNELORE: Da haben wir uns zum Mischpult geschlichen – da, wo immer der beste Klang ist, einmal quer durchs Stadion. Auf einmal erkannte uns jemand, und es ging los: Heino, Heino, aus 70.000 Kehlen. Da kam der Mick hinter die Bühne und schrie: „Why they cry Heino and not Mick?“

Haben Sie in der Branche viel Neid erlebt?

HEINO: Nein. Aber es ist natürlich hart, weil man etwas tun muss. Das verstehen die meisten Interpreten nicht, dass man hart arbeiten muss, um Erfolg zu haben. Als John Lennon gestorben ist, hieß es von der Electrola in England, der solle mehr promotet werden als der Heino. Wir hatten den gleichen Vertrieb. Die Plattenfirma hat dann aber gesagt, wir machen beides – mit dem Ergebnis, dass Lennon 200.000 und Heino 1,2 Millionen Alben verkauft hat.

Wird das auf Ihrem Grabstein stehen: Er war erfolgreicher als John Lennon?

HEINO: Nein, aber ich erzähle das, um die Arbeit zu zeigen, die hinter dem Erfolg steckt. Hannelore und ich sind jeden Morgen um sechs, halb sieben aufgestanden, weil um zehn Uhr die erste Autogrammsunde war. Und die haben wir zehnmal am Tag gemacht.

Hannelore, Sie sind Österreicherin. In Österreich scheint die volkstümliche Musik wie von Andreas Gabalier, vielleicht aber auch die Volksmusik, noch stärker verwurzelt zu sein als in Deutschland. Warum?

HEINO: Die Österreicher sind ein musikalischeres Volk als wir Deutsche, das haben sie uns voraus.

HANNELORE: Außerdem macht der Gabalier das doch ganz gut. Aber er hat auch Glück gehabt mit seinem Song „I sing a Liad für di“. Dann wackelt er noch ein bisschen mit dem Hintern, und schon hat er eine Marktücke besetzt.

In der DDR haben Sie auch eine Art Marktücke besetzt und viele Fans gehabt, durften dort aber nicht auftreten.

HEINO: Wir wussten, dass ich da drüben viele Fans hatte. Deshalb hat meine Plattenfirma einen Trick angewandt: Wenn Leute von mir Langspielplatten wollten, haben wir eine Karajan-Hülle genommen und eine Heino-Platte



hineinsteckt. Heino-Platten mussten an der Grenze abgegeben werden und sollten dort aufbewahrt werden, bis man wieder zurückkommt. Aber die waren danach alle weg. **HANNELORE:** 1990 hat Sat.1 ein Konzert in Dresden vor der Semperoper aufgezeichnet. Da habe ich vorher zu Heino gesagt, Mensch, das wird heute eine Pleite, weil kaum Leute da waren. Und dann, kurz vor dem Konzert, strömten plötzlich Zehntausende vor die Bühne, die kamen überall her, fast lautlos. Die Mütter haben ihre Kinder hochgehalten, manche haben geheult. Da war ein Fernsehkabel als Absperrung gespannt, und die Leute sind dahinter geblieben, die waren total diszipliniert. Heute stürmen sie nach vorne oder klettern auf die Bühne. Nach dem Konzert waren die Massen schnell wieder weg – und kein Schmutz am Boden. So was gibt es heute nicht mehr.

Heino, Sie haben sich trotz aller Anfeindungen immer unpolitisch gegeben. Vor einer Weile haben Sie plötzlich damit gebrochen und in einer Talkshow öffentlich die AfD

kritisiert: So eine Partei müsse man verbieten, haben Sie gesagt. Warum auf einmal?

HEINO: Weil es mir ein Anliegen war. Ich habe mir gedacht, hier muss man sich langsam gegen rechts wehren. Denn wenn keiner mehr etwas sagt, geht das so weiter. Lange Zeit habe ich absichtlich geschwiegen, weil ich Sänger bin und kein Politiker. Aber langsam stinken mir diese rechten Politiker, deshalb habe ich etwas gesagt.

Gab es negative Reaktionen?

HEINO: Nein, nur gute, vor allem bei denen, die mich kennen.

Heute ist Helene Fischer, eine Schlagersängerin, sehr erfolgreich, während eine Generation zuvor Musiker wie Grönemeyer oder Westernhagen Superstars waren. Hatten Sie mit denen viel Kontakt?

HEINO: Nein, die wollten mit einem Volksmusikfuzzi wie mir nichts zu tun haben. Den Westernhagen habe ich mal im „Borchardt“ in Berlin getroffen. Da kam er auch zu mir rüber, was ich sehr nett fand. Ich hätte das nicht gemacht, weil ich gar nicht wusste, ob er das will. Aber sonst? Ich habe zwar keine Berührungssängste, aber die machen ja alle bessere Musik als ich.

Das klingt schon ein bisschen beleidigt.

HEINO: Nein, das will ich nicht damit sagen. Aber ich habe gelesen, was die alles über mich gesagt haben nach dem Rockalbum „Mit freundlichen Grüßen“. Ein Kollege, der mich als Nazi beschimpft hat, musste 20.000 Euro zahlen.

Sie meinen Jan Delay.

HEINO: Ja. Aber der hat sich entschuldigt. Jedenfalls hat er bezahlt, das Geld habe ich an eine wohltätige Organisation weitergeleitet.

Sie saßen auch mal mit Dieter Bohlen in der Jury von „Deutschland sucht den Superstar“. Haben Sie da Talente gesehen?

HEINO: Bei den Frauen ja. Aber bei den Männern? Da klang einer wie der andere.

HANNELORE: Das ist ja eh ein Problem. Ob Max Giesinger oder Mark Forster – die singen ganz schön, klingen aber alle gleich. Es hebt sich keiner ab.

Wollen Sie eigentlich noch mal ein Rockalbum machen?

HEINO: Zumindest weiß ich, dass es wieder funktionieren würde, wenn ich noch mal eines machen wollte. Aber die Plattenfirma war da nicht mehr der Meinung.

An Ihrem Punkt der Karriere könnte man doch sagen: Ist mir egal, ich mach's trotzdem.

HEINO: So war ich aber nie. Eines habe ich in meiner Karriere gelernt: Wenn ich etwas unternehme, dann nehme ich immer auch andere in die Verantwortung. Dann kann hinterher keiner sagen, Du wolltest das doch alleine. Wenn mir jetzt einer sagen würde, mach doch eine Rock-Platte oder ein Hip-Hop- oder Metal-Album, dann würde ich das machen.

Wollten Sie nie eigene Songs schreiben?

HEINO: Ich bin der schlechteste Texteschreiber der Welt. Ich kann Melodien machen, da habe ich viele erfolgreiche geschrieben. Aber bei Texten fehlen mir die Ideen.

Welches Lied soll auf Ihrer Beerdigung gespielt werden? „Die schwarze Barbara“ oder „Sonne“ von Rammstein?

HEINO: Keines von beiden. Ich wünsche mir „Ich hatt' einen Kameraden“.

Heino und Hannelore

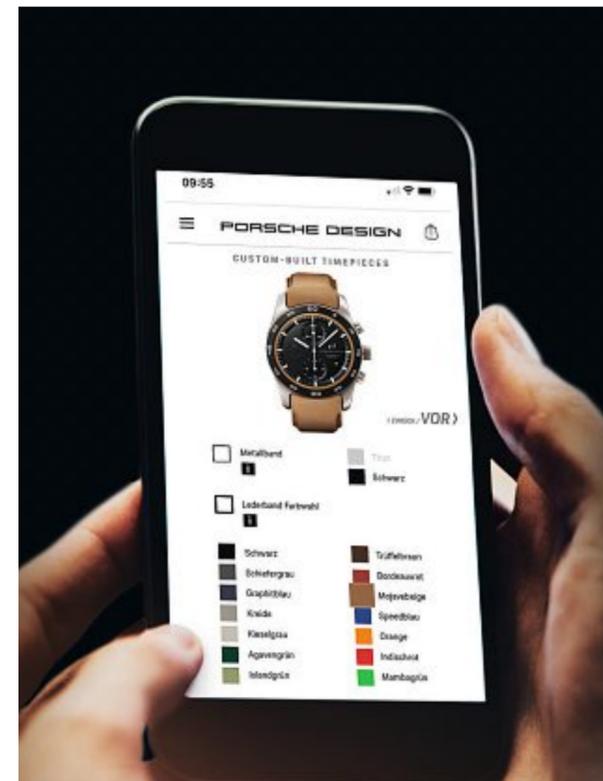
Heino, 1938 als Heinz Georg Kramm in Düsseldorf geboren, blickt auf mehr als 60 Jahre Bühnenerfahrung zurück. Seine bekanntesten Lieder: „Blau blüht der Enzian“, „Die schwarze Barbara“, „Schwarzbraun ist die Haselnuss“. Nach eigenen Angaben hat er mehr als 50 Millionen Alben verkauft. Mit seinen Coverversionen bekannter Pop- und Rocksongs, „Mit freundlichen Grüßen“, gelang ihm 2013 ein großer Erfolg und eine Nummer Eins in den Charts. Hannelore Kramm, geborene Auer, wurde 1942 im österreichischen Linz geboren. Sie war Schlagersängerin und Schauspielerin („Das Spukschloss im Salzkammergut“).

FOTOS: BM



EINE UHR. UNZÄHLIGE MÖGLICHKEITEN.

Der Traum von der individuellen Armbanduhr, die perfekt zum persönlich konfigurierten Sportwagen passt, geht in Serie: In den Porsche Design custom-built Timepieces trifft herausragende Schweizer Uhrmacherkunst auf den einzigartigen Stil jedes einzelnen Trägers. Elemente des legendären 911 für das Handgelenk gab es auch schon früher. Aber jetzt kann mit dem eigens entwickelten Uhren-Konfigurator aus rund 1,5 Millionen Gestaltungskombinationen ein maßgeschneidertes technisches Kunstwerk kreiert werden, das so einzigartig ist wie der Besitzer selbst – und so einzigartig wie jeder individuell konfigurierte Porsche 911. Jedes Timepiece wird mit modernsten Methoden in der eigenen Uhrenmanufaktur in Solothurn gefertigt und unterliegt strengsten Porsche Qualitätsstandards.



Die Basis für jedes custom-built Timepiece ist der Chronotimer Series 1 in Schwarz oder Titan. Die Lunette ist in denselben Farben sowie in den Versionen Minuterie und Tachymeter verfügbar; das mattschwarze Zifferblatt kann mit einem Zifferblatt-Farbring veredelt werden. Dahinter arbeitet das Porsche Design WERK 01.100, das von einem Rotor – entweder dem charakteristischen PD Icon Rotor oder einem Rotor in 5 sportlichen, farblich anpassbaren Felgendesigns – angetrieben wird. Den Abschluss bildet die markante Radnabenabdeckung mit Porsche Wappen. Dank dem Armband aus echtem Porsche Interieurleder oder Titan – wahlweise auch mit schwarzer Titancarbid-Beschichtung – trägt sich der neue Zeitmesser nicht nur schön, sondern auch komfortabel. Viele Uhrenelemente sind in einem breiten Farbspektrum konfigurierbar, das vom 911 Interieur und Exterieur inspiriert wurde. Und damit der Zeitmesser nicht nur mit dem 911, sondern auch mit seinem Träger untrennbar verbunden ist, kann dieser sich in 12 Zeichen mittels Lasergravur auf dem Boden verewigen lassen.

Mit dem Code, der nach abgeschlossener Konfiguration generiert wird, kann das Timepiece in teilnehmenden Porsche Zentren Deutschlands bestellt und somit der Traum vom individuellen 911 jederzeit am Handgelenk getragen werden.

V.i.S.d.P.: Nadine Cornehl

Weitere Informationen unter:
www.porsche-design.com/custom-built-timepieces

PORSCHE DESIGN

Blüte

Frische Blumen
schmücken jedes Bild.
Wir lassen auch echte
Juwelen blühen.

Fotos Amira Fritz, Styling Lynn Schmidt



Bluse von Ami,
linke Hand: Armband
und Ring Thomas
Jürgens, rechte Hand:
Gliederarmband
von Thomas Jürgens,
Ringe von Cada



Kleid von Fendi,
Armreif, Ringe
und Halsketten
von Wempe

zeit





← Overall von Louis Vuitton, Ringe von Statement, Armband und Ohrringe von Chopard



→ Sie: Blazer von Paul Smith, Uhr von Piaget Limelight Gala, Ohrringe, Collier und Armband von Van Cleef & Arpels
Er: Mantel von Paul Smith, Kette von Hermès, Uhr von Piaget Polo Chronograph



← Er: Pullover von Dior Men, Uhr von IWC Schaffhausen Portugieser Chronograph
Sie: Blazer, Oberteil und Ohrringe von Dior, Uhr von Dior Grand Bal Plume, Ringe, Ketten und Armreif von Tiffany & Co.



Pullover von
Brunello Cucinelli,
Uhr von Rolex
Oyster Perpetual
Submariner Date

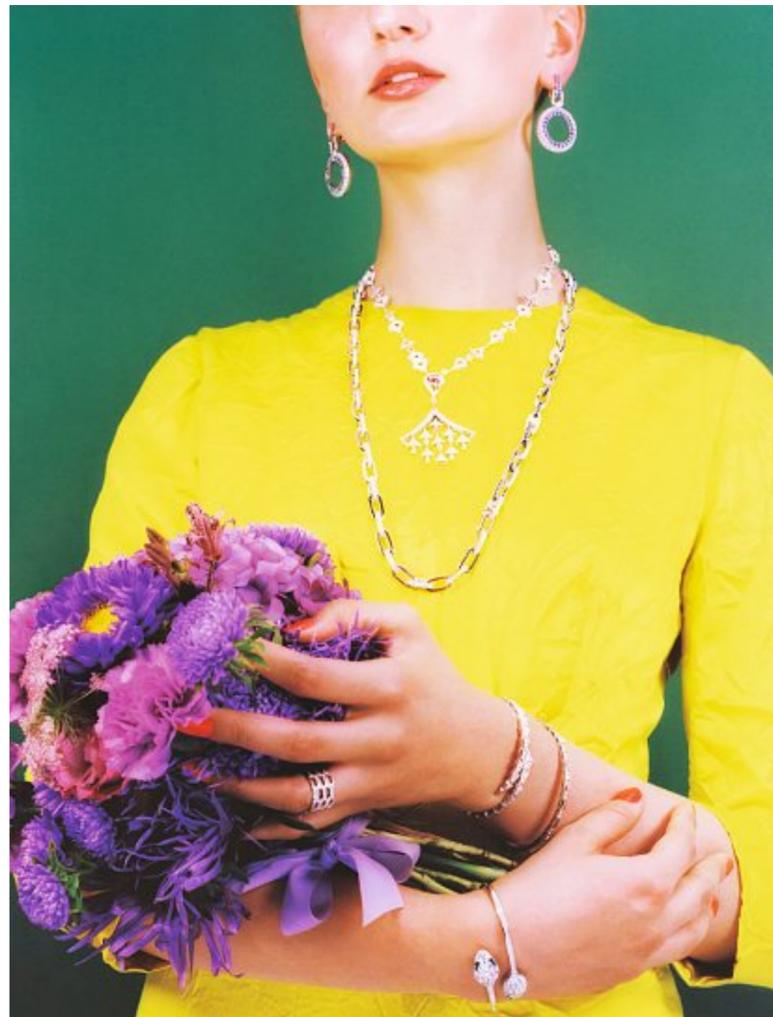


Er: Blazer von
Hugo Boss, Uhr
von Frederique
Constant Flyback
Chronograph
Manufacture

Sie: Blazer von
Hugo Boss, Ohrringe
und lange Sternchen-
kette von Giorgio
Armani, kurze Kette
von Tiffany & Co.



Hemd von
Bottega Veneta
über Mytheresa,
Uhr von Patek
Philippe Grande
Complication



➤
Kleid von Miu Miu, Ohrringe und lange Halskette von Louis Vuitton, kürzere Halskette, Armreife und Ring von Bulgari



←
Sie: Tweedset von Chanel, Collier von Cartier

Er: Jacke von Louis Vuitton, Herrenuhr von Cartier Rotonde de Cartier Erde und Mond



➤
Badeanzug von Eres, rechte Hand: Ringe von Chanel, linke Hand: Ring und Armband von Fope, Uhr von Rolex Oyster Perpetual Datejust 31, Kette, Ohrringe und Earcuffs von Chanel



← Kleid von
Alexandre Vauthier,
Ohringe und Kette
von Messika



← Pullover von
Brunello Cucinelli,
Uhr von Rolex
Oyster Perpetual
Submariner Date

Fotos: Amira Fritz
Styling: Lynn Schmidt
Models: Clara M.S. @ Tigers Management
Matteo Golisano @ Tigers Management
Make-up: Arzu Küçük
Haare: Andru Elias
Fotoassistent: Lisa Früchtl und Alex Ghita
Stylingassistent: Anastasia Vranka

Vielen Dank an Brandl Blumen in München.

Fotografiert am 17. September 2020
in München.



AACHEN-EILEND Krüttgen - ANNWEILER Kloos - Wohndesign - ARNSBERG-NEHEIM Wiethoff Einrichtungshaus - ASCHAFFENBURG Möbel Maidhof - AUERBACH Möbelhaus Albiez - BERGISCH GLADBACH Patt
Einrichtungen - BERLIN Oliver Kuhlmeiy - BERLIN Kusian Einrichtungshaus - BERLIN Lakeside Interiors - BERLIN Wohndesign - BONN HSR Hesbo - BONN Loft Designmöbel - BRAUNSCHWEIG Möbel Homann - DATTELN Möbel
Meyer - DETMOLD ergonomie - DREIEICH Dietrich Möbel - DÜSSELDORF Klaus Eckhardt - Stilwerk - DÜSSELDORF Felix Thonetshop - ECHTERDINGEN Müller Wohndekor - ERLANGEN Stocker Einrichtungs - ESSLINGEN
Profil Einrichtungen - ETTLINGEN Haugl Wohn-Design - FRIEDBERG Segmüller - GEORGSMARENHÜTTE B. Dransmann - GOTTINGEN Einrichtungshaus Günther - GROSS GERAU Möbel Heidenreich - HALTERN Döbber
Möbel & Handwerk - HAMBURG Markt Einrichtungen - HANAU Möbel Eckrich - HANNOVER/GARBSSEN Möbel Hesse - HELBRONN Frimm - HEIMINGEN WESTERFELD Möbel Böhm - HERXHEIM Einrichtungshaus Weber -
HIDDENHAUSEN Ottensmeyer Wohndesign - HOPFSAALE Bitte Einrichtungshaus - HOLZGERINGEN Möbel Laumann - ILLINGEN Möbelhaus Dörrenbacher - KAARST Hügen Raum und Design - KARLSRUHE Roter Punkt
Design - KASSEL Wohnfabrik - KEHL Kruss Einrichtungen - KIEL Dela Möbel - KÖLN Pfannes & Virnich - KORNWESTHEIM Die Einrichtung Kleemann - KREFELD DI by Sascha Haag - KREFELD Feldmann - KREFELD Hafels
Raumausstattung - KREFELD Stefan Küstermann - KRONACH Wohnstudio Viviere - KÜNZELSAU-GAISBACH Einrichtungshaus Schmezer - LANGENFELD W & A Wohnen - LANGENWEISSBACH Tuffner - LANGENLONSHEIM
Möbel Fuchs - LANGERWEHE Möbel Herten - LAUHRINGEN Möbel Dick - LEIPZIG Möbel Weber - MAINZ Holz - MANNHEIM Segmüller - MANNHEIM Westfallia Möbel-Peock - MAULBURG Einrichten Schweigert - MOERS Drifte
Wohnform - MÜNCHEN/LADBACH Teilmann Einrichten - MONTABAUER A-M-S Möbel - MÜLHEIM AN DER RUHR Partenthalmer - NEUMARKT Die Einrichtung Pröbster - NEUWIED Möbel May - NÜRNBERG Polsterhaus Schlosser
- OLPE/LITTINGHAUSEN Möbelschau - ZAPPENFELD - PARSODORF Segmüller - PFORZHEIM Dieter Horn - PULHEIM Segmüller - RAVENSBURG Maure Wohnen - SCHWABMÜNCHEN Einrichtungshaus Brückner - SCHWANFELD
Dietmann Wohnen & Küchen - SCHWENFURTH Wohnkultur Müller - SINDELINGEN/Merthweg - SOLINGEN Möbel Damby - SOLINGEN Senja Völz Dekorationen - SPEYER Richard maure wohndesign - STADTLORH Möbel
Steinbach - STARNBERG Ofenstein Wohndesign - STÄNDER Haus der Wohnkultur - SYKE Wagner Wohnen - ULM Prinz Wohnen - VILLINGEN Würthner Wohnen - VOERDE WOHNWELT Fahnenbruck - WALLDÜRN Wohnfitz -
WALLDÜRN Wohnfitz - WEIDENBERG Polstermöbel Gebhart - WEITERSTADT Segmüller - WETZLAR Möbel Schmidt - WIESBADEN Möbelhaus Vogel - WIESLOCH Weckesser Wohnen - WUPPERTAL Audio 2000

Leolux Design Center Elbestraße 39, 47800 Krefeld (NRW) www.leolux.de • Sofa: Rego (Gino Carollo)



Hauen und Schleifen: ein Goldschmied bei der Arbeit, Kreativdirektorin Catherine Plouchard (unten)

ES GLITZERT IN GMÜND

Von Johanna Dürrholz, Fotos Verena Müller

Im Atelier L.C. Köhler kann man Goldgießern bei der Arbeit zusehen – und der Jubiläumskollektion von Wempe beim Funkeln.

Da liegen sie und glitzern einsam vor sich hin: die Kronjuwelen von Schwäbisch Gmünd. Also, fast. Das Licht geht an, und kleine Lichtblitze tanzen durch den Raum, so sehr funkeln die Steine. Die Ringe, die da auf einem Tisch liegen, sind über und über mit Brillanten besetzt, in deren Mitte ein mächtiger Edelstein sitzt. Einzelnen kostet so ein Ring zwischen 40.000 und 100.000 Euro.

Ein bisschen merkwürdig ist es schon, dass in einem unscheinbaren Haus, im zweiten Stock, hinter einer ganz normalen Tür, in einer kleinen Stadt in Baden-Württemberg – so klein, dass man vom Bahnhof aus alles zu Fuß erreichen kann –, diese Kostbarkeiten vor sich hinschlummern, im Dunkeln. Dabei hätten sie ein größeres

Publikum verdient. In Schwäbisch Gmünd liegt das Atelier L.C. Köhler, dessen Anteile zu 50 Prozent bei der Hamburger Familie Wempe liegen, die Schmuck zu einem Massengeschäft gemacht hat. Masse zählt im Atelier in Baden-Württemberg allerdings nichts, hier werden Einzelstücke auf Wunsch von Kunden gefertigt – und die Linie „By Kim“, die in diesem Jahr 20 Jahre alt wird. Zu diesem Anlass hat Kreativ-Direktorin Catherine Plouchard besagte Kronjuwelen entworfen, die es im zweiten Stock zu bewundern gibt, 20 Ringe, die besonders wertvoll und besonders hübsch sind und in gedeckten Blau-Grün-Lila-Rosa-Tönen schimmern.

Die Farben der Erde, des Himmels und des Meeres wollte Plouchard damit einfangen, sagt sie später im Skype-Gespräch. Sie konnte nicht nach Gmünd kommen – Bordeaux, die Stadt, in der sie lebt, wurde gerade erst wieder zum Risikogebiet erklärt. Und Plouchard selbst gehöre zu einer Risikogruppe, heißt es diskret. Sie wäre trotzdem gern gekommen. Ob sie nicht einen Camper nehmen und in Schwäbisch Gmünd auf dem Parkplatz übernachten könne, fragte sie sogar an. Petra Forinton vom Atelier L.C. Köhler lacht, als sie beim Kaffeetrinken von dem Vorschlag hört. So sind sie, die Künstler! Immer für eine verrückte Idee gut. Aber Sicherheit geht vor.

HANDWERK VERSTEHEN

Seit vielen Jahren arbeitet Catherine Plouchard schon eng mit den Kollegen des Wempe-Ateliers L.C. Köhler zusammen, zweimal im Monat reist sie in normalen Zeiten von Bordeaux nach Schwäbisch Gmünd, um sich mit dem Designer und Werkstattleiter Anton Bichler abzusprechen und um Petra Forinton und ihren Vater Alfred Baumhauer zu treffen, die es mit der Zusammenarbeit ähnlich halten wie Kim Wempe und ihr Vater.

Catherine Plouchard, die in Marrakesch geboren wurde, studierte nach dem Abitur in Paris zunächst Jura. Doch da fehlte ihr die Kreativität. „Ich war sehr jung, als ich mein Abitur gemacht habe. Ich habe dann also Jura studiert und mich gelangweilt. Dann habe ich Germanistik in München studiert und mich auch gelangweilt.“ In München sah sie Goldschmiede, die in eigenen kleinen Werkstätten Schmuck entwarfen. Und auf einmal wusste sie, was sie machen wollte. „Das war gar nicht so leicht, ich war ja schon 23 und habe dann die Lehre gemacht.“ Sie lernte erst in München, dann in Bozen. Später hatte sie mit dem Vater ihrer Kinder – auch er ein Goldschmied – ein gemeinsames Geschäft.

„Es war wichtig für mich, die Lehre zu machen, weil ich wusste, ich muss das Handwerk verstehen. Ich wusste, ich brauche keine Designschule – Kreativität war nie mein Problem. Aber um in einer Werkstatt glaubhaft zu sein, musst du das Handwerk beherrschen.“ Sie hatte das Gefühl, dass sie sich in einer Schmiede ohnehin doppelt beweisen musste: als junge Frau, auch noch blond – und als Französin. „Da

muss man sich behaupten.“ Die beste Art dafür sei, sich auszukennen, findet sie. Später arbeitete sie als Designerin für italienische Unternehmen und entwarf Schmuck. Sie machte Kollektionen für Versace, bis Gianni Versace 1997 ums Leben kam. Dann stieg sie bei Wempe ein.

In Schwäbisch Gmünd gibt es nach dem Kaffee die Führung: Das Atelier Köhler stellt noch alles selbst her. Anton Bichler führt durch das Atelier, in dem Handarbeit an der Tagesordnung ist. Die Ringmodelle werden aus Wachs gefertigt, der 3D-Drucker spuckt sie aus. Die Wachsringe werden an einen Stamm geklebt, Ring neben Ring, das Gebilde nennt sich Ringbaum. So können später viele Ringe gleichzeitig gegossen werden. Nicht jeden Tag wird gegos-

sen, aber dienstags immer. Weißgold schmilzt im 1000 Grad heißen Gussofen. „Schauen Sie mal“, sagt der Hüne, der für den Ofen verantwortlich ist und aussieht wie ein Goldgießer aus dem Bilderbuch: groß, tätowiert, geduldiges Lächeln. Also Nase platt gegen das feuerverfestigte Sichtfenster drücken, reinlinsen – und gerade noch einen Blick auf das schnell flüssig werdende Weißgold erhaschen, das in die Form gegossen wird und dann lange abkühlt.

Im Stockwerk darüber arbeiten die Goldschmiede. Sie feilen, hauen, besetzen mit Edelsteinen. In einem anderen Raum sitzen zwei Kontrolleure, sie nehmen die fertigen Stücke noch einmal genau unter die Lupe. Daneben liegt die Goldschmiedewerkstatt. Gute Gesellen für die Goldschmiede zu gewinnen sei immer schwieriger, erzählt Anton Bichler. Er hat sein Büro ebenfalls hier oben. Auf seinem Schreibtisch steht – ein Computer. Und tatsächlich: This is where the magic happens.

Bichler gestaltet mit verschiedenen Grafikprogrammen Ringe, Reifen, Gürtelschnallen, eben alles, was sich Catherine Plouchard so ausdenkt. Er kann auch mit der Hand, klar: In einem Ordner liegen Zeichnungen, mit wunderschönen Farben ausgemalt, in Türkis, mit gezeichnetem Funkeln in der Mitte. Aber der Rechner rechnet eben genau – und schickt es passgenau an den 3D-Drucker unten. Auch nicht schlecht.

Anton Bichler ist auch der Mann für die Sonderwünsche – und die Kunden haben so einige. Da war einer, der sich einen riesigen Löwenkopf als Ring wünschte. Am Rechner zeigt Bichler, wie er den exzentrischen Ring entworfen hat. Erst ist es nur eine Form, dann vielleicht ein Kopf und dann: eindeutig, ein Löwenkopf, der da inmitten von Linien entsteht. Er erinnert ein wenig an den Narnia-Löwen. Dann gab es noch den Kunden, der seiner Frau einen Engel aus massivem Gold geschenkt hat, besetzt mit 50 Diamanten. Und den Kunden aus Russland, der sich eine Gürtelschnalle wünschte – mit einem riesigen Tigerkopf darauf, was auch immer der symbolisieren sollte. Bichler hat sogar schon einen Büstenhalter mit Diamanten besetzt.

VON FRAU ZU FRAU

Meist sind die Wempe- und Köhler-Kunden tatsächlich Männer, die ihre Liebste mit Schmuck beglücken. Das hat Tradition, während sich deutsche Frauen, so glaubt Catherine Plouchard, noch nicht so häufig selbst Schmuck gönnten. „Es ist bei jeder Linie, die ich entwerfe, meine größte Hoffnung, dass Frauen sich den Schmuck selbst kaufen – und jedes Mal werde ich ein bisschen enttäuscht“, sagt die Französin. „Ich finde auch, dass Frauen nicht sehr mutig sind. Sie haben kein Problem damit, sich ein Auto für 15.000 Euro zu kaufen – aber den Ring für 3000 Euro muss der Mann schenken.“ Sie selbst habe noch keinen Ring geschenkt bekommen. Sie kauft selbst. „Aber gut, ich bin auch kein Beispiel für eine normale Frau!“

Mit mangelnder Inspiration hatte sie nie zu kämpfen: „Ich bin krankhaft kreativ.“ Einfälle kommen ihr eigentlich überall. „Es kann ein Kassenzettel sein, der mich inspiriert. Plötzlich ist alles da.“ Seit Jahren schon schläft sie mit einem Block neben dem Kissen – für die plötzlichen Einfälle in der Nacht. „Die sind dann oft wahnsinnig schlecht gekritzelt, aber wenigstens gibt es einen Anfang. Das ist wie bei einem Traum: Wenn ich etwas davon



Matrizen heißen die Gummiformen für Ringmodelle (oben); die Goldschmiede arbeiten in der Werkstatt über der Gießerei.

MYSTÈRE
Geheimnis der Edelsteine



HOFACKER

Rubine, Saphire, Tsavorite und Diamanten erschaffen eine berauschende Symphonie edler Steine.

www.goldschmiede-hofacker.de
Koblentz | Trier



① **JUNGHANS MAX BILL MEGA SOLAR**

Dem Bauhaus-Schüler Max Bill ist man im Schwarzwald zu großem Dank verpflichtet. Das von ihm vor knapp 60 Jahren geschaffene Armbanduhren-Design lebt in aktuellen Junghans-Uhren heute nahezu unverändert fort – und verkauft sich bestens. Nur beim Innenleben gibt's Veränderungen: Kunden haben nicht nur die Wahl zwischen mechanischen Uhrwerken mit Hand- oder Automatikaufzug. Sie können sich die Zeit von einem bei Junghans selbst entwickelten, ultrapräzisen Funkwerk anzeigen lassen. 975 Euro

② **NOMOS GLASHÜTTE AHOI DATUM**

Beim Kauf dieser Uhr bekommt man nicht nur ein gutes Werk, nämlich das hauseigene Kaliber DUW 3001, man tut auch ein gutes Werk. 250 Euro werden weitergeleitet an Ärzte ohne Grenzen. Mit der Friedensnobelpreisgekrönten Hilfsorganisation arbeitet Nomos Glashütte seit Jahren zusammen, das Unternehmen unterstützt sie immer wieder durch den Verkauf limitierter Sondermodelle. Diesmal ist es die Automatik-Sportuhr Ahoi mit einem besonderen Zifferblatt – die 12 leuchtet im Signalrot der Hilfsorganisation. 3684 Euro

③ **BREITLING CHRONOMAT**
Obwohl sich Breitling vom Image einer typischen Männermarke verabschiedet hat, zeigen sich die Schweizer weiterhin maskulin. Zum Beispiel mit dem Fliegerchronographen mit Manufakturwerk Chronomat B01. Den gibt es zwar auch mit Leder- oder Kautschukband, doch markanter wirkt das Rouleauxband mit runden Gliedern aus Stahl. Das sieht cool aus und trägt sich angenehm. 7900 Euro

④ **WEMPE IRON WALKER AUTOMATIK**
Iron Walker, so nannte man die Arbeiter, die beim Bau der New Yorker Wolkenkratzer in luftiger Höhe auf den Stahlträgern balancierten. Die gleichnamigen Uhren von Juwelier Wempe sind weder so grob wie diese Stahlträger noch so aufsehenerregend wie die Bauarbeiter. Wohl aber so souverän. Das trifft besonders für das Basismodell dieser Kollektion zu, das keineswegs extravagant, aber zuverlässig ist – und problemlos auch mit amerikanischen Arbeitshosen kombiniert werden kann. 2315 Euro

⑤ **ORIS AQUIS CALIBRE 400**
Alte Bekannte? Stimmt. Die Aquis stand an dieser Stelle schon einmal – aber nicht diese Aquis. Denn die ist wirklich neu und wird von einer Oris-Eigenentwicklung angetrieben. Das Calibre 400 feiert dieser Tage Premiere, nicht ohne Grund in der beliebtesten und erfolgreichsten Linie des Hauses. Hohe Ganggenauigkeit, fünf Tage Gangautonomie, hohe Magnetfeldresistenz und zehn Jahre Garantie zeichnen die Oris-Neuheit aus. 3000 Euro

⑥ **TUTIMA SAXON ONE CHRONOGRAPH**
Zeitgemäße und preiswerte Alltagsuhren sowie instrumentelle Zeitmesser, die auch militärischen Anforderungen genügen, sind das Hauptgeschäft der Tutima-Uhrenfabrik aus Glashütte. Aber die Sachsen können mehr als konservativ. Das zeigt der juvenile Saxon One Chronograph Racing Red, der nicht nur mit einem rot galvanisierten Zifferblatt glänzt, sondern auch mit einem aufwendig gemachten Gehäuse und einem Stahlgliederband mit mattierten und glanzpolierten Flächen. 4900 Euro

⑦ **GRAND SEIKO HERITAGE HI-BEAT**
Mit großem Brimborium wollte man den 60. Geburtstag der Marke Grand Seiko in Tokio feiern. Die Festivitäten fielen pandemiebedingt ins Wasser, die Freunde der Marke fanden aber immerhin Trost in einer ganzen Reihe limitierter Jubiläumsmodele. Ihren vorläufigen Abschluss bildet das Modell Heritage Hi-Beat, das von dem neuentwickelten Schnellschwinger-Automatikwerk Kaliber 9S85 angetrieben wird. Die angenehm schlichte Sportuhr ist auf 1000 Exemplare limitiert. 6200 Euro

STAHLVERWANDTSCHAFTEN

Von Martin Häußermann

In einem harten Jahr setzen viele Uhrenmarken auf das entsprechende Material: Wir stellen 15 robuste Alltagsmodelle vor.



⑧ **FORMEX ESSENCE CHRONOMETER**
Formex ist eine junge Schweizer Uhrenmarke mit einem ebenso jungen Chef. Der 32 Jahre alte Raphaël Granito kennt die Branche. Schon seit Kindertagen betreibt sein Vater ein Unternehmen, das Uhrengehäuse, Stahlbänder und Zifferblätter produziert. Die Nähe zu wichtigen Lieferanten und der Direktvertrieb ermöglichen günstige Preise. Das chronometrig geprüfte Uhrwerk der Essence sitzt in einem Container, der federnd im Stahlgehäuse aufgehängt ist. Das erhöht den Tragekomfort. 1240 Euro

⑨ **GLASHÜTTE ORIGINAL SEAQ**
Sportuhren sind bei Glashütte Original die Ausnahme. Die Manufaktur setzt auf klassisch-elegante Herrenuhren. Doch nun haben sich die Designer der sächsischen Manufaktur im historischen Fundus umgeschaut und dabei die Spezimatik Typ RP TS 200 entdeckt, die als gestalterische Vorlage für eine zeitgemäße Taucheruhr diente. Diese hört, das ist wohl der Internationalisierung des Markts geschuldet, auf den schwer verständlichen Anglizismus SeaQ. Technisch gibt es nichts zu meckern. Der Preis jedoch ist heftig. 9460 Euro

⑩ **FREDERIQUE CONSTANT HIGHLIFE CHRONOMETER**
Frederique Constant lässt nach längerer Ruhephase die 1999 erstmals lancierte Highline-Linie wieder aufleben. Das Design wurde gründlich entstaubt, die Uhr ist geradliniger als zuvor. Dazu verfügt sie über ein leicht zu handhabendes Band-Schnellwechselsystem, mit dem sich das Stahlband durch Leder- oder Kautschukbänder ersetzen lässt. Das Einsteigermodell Highlife COSC mit chronometrigem Automatikwerk und blauem Zifferblatt kostet 1795 Euro.

⑪ **ROLEX SUBMARINER**
Und noch ein Wiedersehen. Die Rolex Submariner ist wirklich eine alte Bekannte. Und weil es bei Rolex keine Revolutionen gibt, sondern nur Evolutionen, sieht die neue Sub der alten sehr ähnlich. Ihr Durchmesser ist um einen Millimeter auf 41 gewachsen, Kronenschutz und Bandanstöße sind etwas schlanker geworden. Das Wichtigste: Sie hat ein neues Werk bekommen, das Kaliber 3230 mit Parachrom-Spirale, Paraflex-Stoßsicherung sowie 70 Stunden Gangautonomie. Leider haben die Genfer auch mal wieder an der Preisschraube gedreht. 7350 Euro

⑫ **CHOPARD ALPINE EAGLE CHRONOGRAPH**
Ihr historisches Vorbild hieß St. Moritz. Nun hat Chopard den Steinadler zum Namensgeber seiner Stahl-Sportuhren erkoren – obwohl diese alles andere als federleicht sind. Nach einer klassischen Dreizeigeruhr, die im Frühjahr präsentiert wurde, bringt die Genfer Luxusmarke einen Chronographen heraus, der ebenso wie die einfache Automatik von einem Manufakturwerk angetrieben wird. Und auch beim Stahl wählt Chopard eine eigene Legierung. Der Preis ist so sportlich wie die Uhr. 18.700 Euro

⑬ **OMEGA SEAMASTER JAMES BOND**
Bond-Freunde müssen in diesen Tagen besonders stark sein. Schon wieder wurde die Premiere von „Keine Zeit zu sterben“ verschoben. Um die Wartezeit bis 2021 abzulesen, liefert Omega zumindest schon mal die Dienstuhr von 007 – eine Seamaster Diver, deren Gehäuse und Milanaisband aus Titan gefertigt sind. Dass Q seinem Kollegen nun eine vergleichsweise leichte Uhr ans Handgelenk bindet, lässt Raum für Spekulationen. Schwächelt der Held, oder ist er einfach schlauer geworden? 8600 Euro

⑭ **TISSOT GENTLEMAN POWERMATIC 80**
Sparfüchse mit Stil und Sinn für moderne Mechanik sollten hier genau hinschauen. Der jüngste Vertreter der Tissot-Gentleman-Kollektion wartet mit dem konditionsstarken Powermatic-Uhrwerk mit 80 Stunden Gangautonomie auf, das dank Silizium-Spirale auch präzise läuft. Verpackt ist es in ein gefällig gestaltetes Stahlgehäuse, dem Auge schmeichelt das trendige blaue Zifferblatt, dem Portemonnaie das Preisschild. Woanders steht da ein vierstelliger Betrag. 790 Euro

⑮ **SINN 105 ST SA**
Funktionalität steht gelungenem Design nicht entgegen. Das zeigt Sinn-Spezialuhren aus Frankfurt mit der Sport- und Pilotenuhr Modell 105 St Sa. Das Zifferblatt ist nach Art des Hauses bestens ablesbar. Und weil die Tag-Datums-Anzeige von drei nach sechs Uhr wanderte, erscheint das Blatt auch optisch ausgewogen. Eine beidseitig drehbare schwarze Lünette mit 60er-Teilung macht die Automatikuhr sogar zum minuten-genauen Stopper. 1550 Euro



Wir entschuldigen uns für die Verspätung: Die Swatch-Uhr zur Eröffnung des Hauptstadtflughafens BER hätte an dieser Stelle natürlich schon vor zwei Wochen stehen müssen.



Kernig, wertig: So sitzt der braune Lederriemen seit einer Weile an vielen Kellnerschürzen. Und an diesem Kinderstuhl von Carl Hansen & Son. Imagepflege für die Jüngsten.



Auch mit dem Rasierer bleibt die Welt geschlechtergerecht. Die Klängen für Damen sind meistens teurer als vergleichbare für Herren. Hier zu sehen ist Estrid, auch kein Schnäppchen, aber ein Produkt, das schön aussieht und sich nur an Frauen richtet.

Neuer Schmuck ist schön, alter Schmuck ist noch schöner. Noch besser, wenn alter Schmuck nach einer Behandlung mit der Pflegeserie von Ariane Ernst aussieht wie neuer.



Bis man sich selbst in einer Szene wie dieser sieht, wird es wohl noch eine Weile dauern. Glücklicherweise mindestens bis zum nächsten Sommer, denn die Zeit kann man nutzen, um diese Tellerröcke zu nähen. (Stoff & Stil).



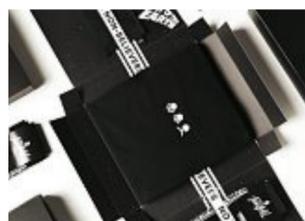
Große musikalische Erlebnisse muss man in Corona-Zeiten nicht erwarten. Ein kleiner Trost wäre das Akustik-Memory Klang², das es zum Beispiel bei Manufactum zu kaufen gibt.



Diese Tasche ist aus robustem beschichtetem Papier. Ihr Name: Paperbag. Ihre Macherinnen: die Produktdesignerinnen Jennifer Roither und Valerie Zilch aus Frankfurt.

105

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von *Jennifer Wiebking*



Jungfeld aus Mannheim macht Strümpfe mit Botschaften und setzt allen Verschwörungstheoretikern jetzt eine Conspiracy-Kollektion entgegen.



Auch diese Frage kann man sich heute stellen: Ist mein Teppich nachhaltig? Dieser hier von Kashall aus Schweden wurde aus Garnresten hergestellt.

300 Handtaschen

Fast so viele sind vom kommenden Samstag an in der Ausstellung „Bags: Inside Out“ im Victoria-&Albert-Museum in London zu sehen. Darunter auch Modelle aus der Sammlung von Kate Moss.



Wer vor Monaten zum letzten Mal in einer Bar war, wird sich vielleicht schwach daran erinnern: Wermut ist ein Trendgetränk. Von Undone ist er, ebenfalls sehr zeitgemäß, alkoholfrei.



Wer immer schon einen Haarkranz wie Anne Boleyn tragen wollte: Hier wäre so ein Modell. (Greta Mauer Firenze)



Nein, das ist keine Kaffeepause nach einem Überfall. Die Handschuhe desinfizieren Oberflächen und lassen sich mit Sonnenlicht dekontaminieren. (Spinali Design)

FOTOS: HERSTELLER



MR MARVIS
AMSTERDAM

BEREIT FÜR DEN HERBST?



GEFERTIGT IN PORTUGAL

17 FARBEN

ELASTISCHER HOSENBUND

REISSVERSCHLUSSTASCHE

KOSTENLOSER VERSAND

BESTELLE JETZT DEINE MR MARVIS HOSEN AUF MRMARVIS.DE

ZU GUTER LETZT

Nach dem Tod ihres Lebenspartners erschien Silke Szymura der Job als Informatikerin belanglos. Sie wurde Bestatterin. Und sagt: Wir alle sollten uns mehr mit dem Tod auseinandersetzen.

Von Leonie Feuerbach, Fotos Hannah Aders

Zu Beginn eine Frage: Denken Sie in diesen Novembertagen manchmal an den Tod? Kommt Ihnen bei all der Corona-Berichterstattung der Gedanke, dass wir alle sterben müssen? Erscheint Ihnen dieser Gedanke dann empörend und ungeheuerlich? Ungerecht und monströs? Schieben Sie ihn lieber schnell wieder davon?

Das ist nicht ganz unwahrscheinlich, denn in unserer Gesellschaft ist der Tod womöglich das größte Tabu. Er wird lauter beschwiegen als Sex, vielleicht sogar als Verdauung. Verstorbene wird bloß „in stiller Trauer“ gedacht. Silke Szymura findet das absurd. Sie ist 37 Jahre alt, hat rotblonde Haare, ein freundliches Gesicht und befasst sich tagtäglich mit dem Tod, beruflich und privat. Was die meisten Menschen so weit wie möglich von sich schieben, ist ihr Alltag. Szymura berät als Bestatterin und Trauerbegleiterin Hinterbliebene und formuliert Trauerreden. Nach Feierabend leitet sie Gesprächskreise über den Tod und schreibt einen Blog, der ihre Haltung zum Tabuthema schon im Namen trägt: „In lauter Trauer“. Silke Szymura ist aber kein trauriger Mensch. Und wenn man ihr zuhört und sie bei der Arbeit begleitet, ist das eher tröstlich als traurig. Vielleicht, weil es das Unfassbare greifbar macht.

An einem durchwachsenen Herbsttag steht Silke Szymura im Raum vor der Kühlkammer des Bestattungsinstituts „Abschiedshaus Laux“ in Bad Nauheim. Sie bereitet eine Verstorbene für einen Abschied am offenen Sarg vor. Szymura und ihr Ehemann Bernhard Laux ziehen die Tote auf einem Metallgestell aus der Kühlkammer heraus: eine zierliche Person mit kurzen grauen Haaren, einem beinahe faltfreien Gesicht – und grünlichen Flecken am Hals. Die starken Medikamente, die sie wegen einer schweren Krankheit bis kurz vor ihrem Tod bekommen hat, tragen dazu bei, dass ihr Körper schnell verfällt. Sie verströmt einen leicht säuerlichen Geruch, der von den Magensäften kommt, die auch nach dem Tod noch durch Mund und Nase entweichen. Sobald sie im Sarg liegt und nicht mehr bewegt wird, hört auch das auf, erklären die beiden.

Wie kommt eine junge, gesunde Frau dazu, sich beruflich mit dem Tod zu befassen? Im Fall von Silke Szymura ist diese Frage leicht zu beantworten. Auf einer Reise nach Nepal starb vor gut sieben Jahren ihr damaliger Freund. Beim Spaziergang zu einer Pagode brach er plötzlich einfach zusammen. Die beiden waren da schon mehrere Jahre zusammen, hatten sich ein gemeinsames Leben ausgemalt. „Ich hab’ gedacht, es kann nicht

weitergehen, ich leg’ mich jetzt hin und sterbe auch“, erzählt Silke Szymura. Natürlich starb sie nicht – aber der Schmerz war zu groß, um in ihr altes Leben zurückzufinden. Ihr Job als Informatikerin in einer Reiseagentur fühlte sich bedeutungslos an. Irgendwann machte sie eine Ausbildung zur Trauerbegleiterin. Dazu gehörte ein Praktikum beim Bestatter. Und siehe da: Silke Szymura fiel es leicht, mit den Trauernden umzugehen – und mit den Toten. „Weil ich weiß, dass der Tod zum Leben gehört und er mir keine Angst macht“, sagt sie, „dadurch kann ich auch den Trauernden und Toten angstfrei begegnen.“ Eines Tages lernte sie Bernhard Laux kennen. Er wurde ihr Lebens- und Arbeitspartner.

EINE TIEFE RUHE

In dem Raum neben der Kühlkammer ziehen Szymura und Laux der Verstorbene ein Sweatshirt und Schlafanzug aus, die sie trug, als sie sechs Tage zuvor im Hospiz verstarb, und kleiden sie stattdessen in eine schwarze Wollhose, eine weiße Bluse und eine schwarze Strickjacke. Dafür stecken sie die Arme der Toten erst in die Ärmel und heben ihren Kopf dann jeweils nur kurz an, um Bluse und Jacke darüber zu heben und unter dem

Mit offenem Blick:
Silke Szymura
begegnet Trauer und
Tod ohne Angst.





In warmen Farben: Im „Abschiedshaus Laux“ können Hinterbliebene auch am offenen Sarg Abschied nehmen.



Rücken glattzustrichen. Danach betten sie den Kopf wieder sanft auf die Stütze, auf der er ruht. Zum Schluss legen sie die Hände der Verstorbenen wieder verschränkt auf ihren Bauch. Die Ringe an den schmalen Fingern möchten ihre beiden Kinder später selbst abziehen. Die Augen der Toten sind geschlossen, der Mund ist leicht geöffnet. Er ließe sich nur mithilfe von Fäden schließen, die man in ihrem Fall an den Zähnen festknoten könnte, bei zahnlosen Toten muss man sie vernähen. Ihre Söhne wollten das nicht. Tatsächlich sehen weder der offene Mund noch die grünlichen Flecken abstoßend aus. Im Gegenteil: Die Verstorbene war eine attraktive Frau, das ist noch gut zu sehen, und ihr lebloser Körper strahlt eine tiefe Ruhe aus.

Silke Szymura ermutigt die Hinterbliebenen eigentlich immer zum Abschied am offenen Sarg. Viele seien verängstigt, weil sie die Toten zuletzt zum Beispiel im Krankenhaus gesehen hatten, an lauter Schläuchen. In normaler Kleidung und in den Sarg gebettet sei der Eindruck aber ein ganz anderer, oft beruhigend und versöhnlich. Viele trauten es sich dennoch nicht zu, sich einem Verstorbenen und damit dem Tod so sehr zu nähern. Wieso? Indem wir den Tod auf Abstand halten, glaubt Silke Szymura, vermeiden wir die Konfrontation mit tief-sitzenden Ängsten. Die Hinterbliebenen haben Angst vor der eigenen Sterblichkeit. Und die anderen vor dem tiefen Schmerz der Hinterbliebenen.

In Nepal erschien es ihr, als sei der Umgang mit Tod und Trauer alltäglicher. Menschen, die sie kaum kannte, eilten zu ihr, nachdem ihr Freund so plötzlich verstorben war, und wichen ihr tagelang nicht von der Seite, umarmten sie oft lange und schweigend. Zurück in Deutschland erlebte sie hingegen Überforderung – und die Tendenz, sie unbeholfen zu trösten, wenn sie weinte. Das fühlte sich immer so an, als sollte sie möglichst damit aufhören. Wenn Hinterbliebene nun bei ihr sitzen und weinen, dann tröstet sie nicht. Sie sagt gar nichts, ist einfach nur da.

FEUERBESTATTUNG IN NEPAL

Vielleicht sind Tod und Trauer in Nepal auch selbstverständlicher, weil es den Beruf, den Silke Szymura ausübt, dort gar nicht gibt. In Nepal bestatten die Familien ihre Toten selbst. Silke Szymura hatte zum Glück eine Art Familie dort, ein befreundetes Paar, das sie besucht hatte. Die Bestattung fand auf einem Hügel statt, auf dem ein buddhistisches Kloster steht, mit Metallgestellen davor. Die Familien wickeln den Leichnam in weiße Tücher und legen ihn auf eines der Gestelle. Sie sammeln Holz, türmen es unter dem Gestell auf und entzünden es. Silke Szymura saß bis in die Nacht hinein an dem Feuer. Sie war sich sicher, eine allumfassende Liebe zu spüren. „Es war, als würde seine Seele mit dem Feuer aus seinem Körper gehen und über das Tal schweben.“

Bevor ihr Freund starb, lebte Silke Szymura in Frankfurt. „Mitten in der Stadt. Der Tod hatte da gar keinen Raum.“ Aber irgendetwas fehlte. Szymura stellte sich manchmal vor, Journalistin zu sein, um die Geschichten von Menschen zu hören und zu erzählen. „Im Grunde genommen mache ich jetzt genau das. Da ist zwar gerade jemand gestorben, aber mir werden Geschichten aus dem

Leben erzählt.“ Trotzdem ist sie sich sicher: „Hätte mir damals jemand Bestatterin als Beruf vorgeschlagen, hätte ich das absurd gefunden.“

Seit der Feuerbestattung in Nepal sieht Silke Szymura tote Körper einerseits nur noch als Hülle. Und verspürt andererseits tiefe Zuneigung zu dem, was außerhalb der Hülle womöglich weiterexistiert. Kommt nach dem Tod noch irgendetwas? Das ist die eine große Frage, die sich die meisten stellen, sobald sie Gedanken zum Thema zulassen. Silke Szymura hat eine klare Meinung zu dieser Frage: Man wisse es schlicht und ergreifend nicht. Das hält sie nicht davon ab, als sie im Zimmer neben dem Abschiedsraum sitzt, in dem die Tote nun aufgebahrt ist, über den Wackelkontakt der Deckenstrahler, die unvermittelt an- und ausgehen, zu scherzen: Die Dame nebenan wolle nun mal mitreden.

Szymura und ihr Mann müssen für die Beerdigung der Verstorbenen nun die Trauerhalle dekorieren. In einer Art Garage hinter den Räumen des Bestattungsinstituts stapeln sich Kisten, auf denen „LED-Kerzen“, „Engel schwer“ und „Blütenblätterkorb“ steht. Szymura und Laux laden Deko-Elemente in einen Leichenwagen, dann geht es zum Friedhof. In der Trauerhalle gruppieren die beiden hohe Kerzenständer um eine schwarze Trage mit Rollen herum, auf der später der Sarg liegen wird. Laux hat ein Foto von der Trauerfeier des Manns der Verstorbenen auf dem Handy gespeichert; ungefähr so soll es auch diesmal aussehen. In einer Kammer hinter der Trauerhalle stehen zwar auch Kerzenständer und Kunstbäumchen. Die beiden wollen die Trauerfeier aber so ansprechend und individuell wie möglich gestalten. Die Kinder der Verstorbenen haben die Deko zuvor anhand von Fotos ausgewählt, zur Beerdigung am nächsten Tag werden echte Pflanzen geliefert statt welcher aus Plastik.

Was hat sich in Silke Szymuras Leben geändert, seit das Ende darin immer präsent ist? „Es entspannt mich zu akzeptieren, dass es den Tod gibt“, sagt Szymura. Natürlich sei sie trotzdem traurig, wenn jemand stirbt – auch weil sie weiß, wie schwer es für die Hinterbliebenen ist. „Aber es ist nicht mehr dieses Gefühl: O Gott, wie schrecklich, warum passiert das?“ Diese innere Ruhe möchte Szymura gerne weitergeben. Vom Bestattungsinstitut in Bad Nauheim geht es deshalb an einem anderen Herbsttag mit dem Auto ins nahegelegene Friedberg. Dort hat das Institut einen Ableger mit größeren Räumen für Beratungsgespräche und Veranstaltungen. Titel der Runde an diesem Mittwochabend: „Über den Tod reden“. In der für alle Interessierten offenen Gruppe soll es explizit nicht nur um Trauer gehen. Denn das Thema Tod, sagt Silke Szymura im Auto, das geräuschlos an grünen Feldern und gelbgefärbten Bäumen vorbeirollt, gehe ja jeden an, nicht bloß Trauernde.

ÜBER DEN TOD REDEN

In dem hellen, langen Raum sind kunstvoll verzierte Särge ausgestellt, an den Wänden hängen Bilder. Es kommen vier Personen: ein Mann Anfang 70 mit Eintracht-Frankfurt-Schal, der zuletzt immer mehr Todesfälle im Bekanntenkreis hatte, und drei Leute um die 50: eine Frau, deren Mutter kürzlich gestorben ist, sowie ihr Ehemann, und ein weiterer Mann, der seine Tochter verloren hat. Gleich

zu Beginn erzählt die Frau, wie gut es sich für sie anfühle, als Bernhard Laux mit dem Leichenwagen vorfuhr – und der war weiß und nicht schwarz. Sie bricht in Tränen aus.

Kann das klappen – ein Gesprächskreis über ein so weitgefasstes Thema wie den Tod? Geht es dann nicht doch wieder um Trauer, wie in Selbsthilfegruppen für Trauernde, und nicht um den Tod ganz allgemein? Sowohl als auch. „Wird das irgendwann besser?“, will der Mann, der seine Tochter verloren hat, von Szymura wissen. „Es wird anders“, antwortet sie. Er ist sichtlich unzufrieden. „Vor sieben Jahren ist Ihr Partner gestorben? Und seitdem befassen Sie sich jeden Tag mit dem Tod?“ – „In dem Moment denkt man, es ist für immer schlimm und hört nie auf“, antwortet sie. „Aber es verändert sich.“ Inzwischen empfinde sie eher Frieden und Dankbarkeit als Schmerz, wenn sie an ihren früheren Freund denke. Doch es geht auch um allgemeine Fragen. Ist sterben etwas Intimes? Oder wieso sterben Menschen oft in dem Moment, in dem die Angehörigen das Zimmer verlassen? Kann man „mitten aus dem Leben gerissen“ werden, wie es in Traueranzeigen so oft heißt – oder sterben wir nicht alle einfach am Ende unseres Lebens? Bedeutet ein Suizid, dass ein Leben gescheitert ist? Oder hilft es, Depressionen als eine potentiell tödliche Krankheit zu betrachten, wie Krebs, und das Ende des Lebens nicht als Scheitern, sondern als natürlichen Teil davon? Auch darum, ob man im Alltag nicht offener über den Tod sprechen sollte, geht es: „Die Generation unserer Eltern konnte über vieles nicht reden“, sagt ein Mann. Sei es wegen Kriegstraumata oder falscher Vorstellungen von Männlichkeit oder guter Sitten. „Wir können das besser machen.“

Wenn Stille einkehrt, nimmt Szymura den Faden auf. So entstehen kaum Gesprächspausen. „Der Tod zeigt uns auf brutale Weise, dass wir nichts wissen und keine Kontrolle haben“, sagt sie. „Aber wenn wir das anerkennen, können wir uns wieder entspannen.“ Dem Mann mit der verstorbenen Tochter reicht das nicht. Die Frau, die ihre Mutter verloren hat, will die Runde hingegen gerne wieder besuchen. „Ich fand das toll, über was zu sprechen, worüber man ja eigentlich nie spricht“, sagt sie. „Und das auch noch mit Fremden.“

Letztlich ist es mit dem Sprechen über den Tod ähnlich wie mit der Toten im offenen Sarg: Nähert man sich an, verliert das Ganze seinen Schrecken. Der Abstand, den man im Alltag sonst hält, erscheint dann geradezu unnatürlich bei etwas, das jeden Einzelnen früher oder später betrifft.

Es ist spät geworden. Die Teilnehmer verabschieden sich, Szymura und ihr Mann schalten Licht und Heizlüfter aus, gehen hinaus in die Dunkelheit. Eine letzte Frage: Wie stellt sich Silke Szymura ihre eigene Bestattung vor? Am liebsten so wie die ihres früheren Freundes. Das ist in Deutschland aber nicht erlaubt. Tote werden hier nicht in Leintüchern, sondern in einem Sarg verbrannt – und nie unter freiem Himmel. Zumindest wünscht sie sich, dass dann alle im Kreis stehen und jeder etwas sagt, statt dass einer vorne steht und redet. Sie unterbricht sich selbst: „Aber vor allem muss es ja für die Menschen stimmig sein, die mich dann beerdigen. Ich hab’ dann ja nichts mehr zu melden“, sagt Silke Szymura und lächelt. „Mir geht’s dann, glaub’ ich, eh gut.“

GESCHENKE, DIE BLEIBEN

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 25 GALERIEN WELTWEIT



Marino Parisotto
The sky over New York I
Open Edition
130x96 cm
Art.-Nr. MPS17
1.090 €

LUMAS ART EDITIONS GmbH, Eintracht-Platz 9
10587 Berlin, Änderungen und Irrtümer vorbehalten

LUMAS.DE

BERLIN · LONDON · NEW YORK · PARIS · WIEN · ZÜRICH
DORTMUND · DÜSSELDORF · FRANKFURT · HAMBURG · HANNOVER · KÖLN
MANNHEIM · MÜNCHEN · STUTTGART · WIESBADEN

LUMAS¹

THE LIBERATION OF ART

„KUNST IST BEOBACHTUNG“

Der dänisch-amerikanische Schauspieler Viggo Mortensen über sein Regie-Debüt, die Geschichte seiner Familie und die Finanzierung eines Independent-Films



Herr Mortensen, warum haben Sie Ihr Regie-Debüt Ihren Brüdern Charles und Walter gewidmet?
Aus Respekt. Ein großer Teil des Films ist zwar Fiktion, aber die Basis ist unsere Kindheit und wie wir zusammen aufgewachsen sind. Ich wusste, sie werden bestimmte Dinge im Film auf jeden Fall wiedererkennen. Zum Beispiel das Verhältnis zwischen den Eltern, die sich trennen, als die Kinder noch relativ jung sind. So war es bei uns auch. Da sind noch einige andere Elemente, die in unserer Familiengeschichte wurzeln. Und da dachte ich, es ist nur fair, ihnen den Film zu widmen. Denn es ist ja auch ihre Geschichte.



Warum war es Ihnen wichtig, die Geschichte Ihrer Eltern in diesem Film zu verarbeiten?
Als meine Eltern älter und schwächer wurden, hat sich unser Verhältnis verändert. Meine Mutter litt an Demenz und Parkinson, bei meinem Vater begannen die Symptome gerade. Als meine Mutter dann starb, fing ich an, all die Gedanken und Erinnerungen an sie, meinen Vater und meine Kindheit aufzuschreiben. Es ging vor allem um Sachen, über die ich auf der Beerdigung meiner Mutter nachgedacht hatte und die ich nicht vergessen wollte. Ich habe an diesem Tag auch mit vielen Freunden und Verwandten gesprochen und dabei verschiedene Versionen derselben Geschichte gehört. Das wollte ich alles festhalten.

Haben Sie da schon an einen Film gedacht?
Je mehr ich aufgeschrieben habe, desto öfter dachte ich: Das könnte eine gute Geschichte werden. So fing alles an. Erst schrieb ich diese Kurzgeschichte. Und ein paar Tage später sah ich darin eine gute Struktur für ein Drehbuch. Auch visuell konnte ich es mit gut vorstellen und hatte schon Bilder im Kopf. Ich wollte meine Gefühle für meine Eltern erforschen und festhalten, was ich von ihnen gelernt habe.

War das also auch eine befreiende Erfahrung?
Ja, weil ich auch bestimmte Dinge loslassen konnte, die mich immer noch beschäftigt hatten. Wie zum Beispiel die Trennung meiner Eltern. Sehr positiv war aber auch die Erfahrung, mit diesen Familiengeschichten nicht allein zu sein. Während der Dreharbeiten erzählten mir viele Crewmitglieder von ihren sehr persönlichen Erlebnissen. Viele haben emotional sehr stark auf diese Geschichte reagiert. Sie erinnerte sie an Abschnitte ihres Lebens, Familienmitglieder oder enge Freunde. Das hat mir während der Dreharbeiten Mut gemacht. Denn es war für alle nicht nur ein weiterer Film, sondern eine

Menschen auf verschiedene Arten festhalten, um auszudrücken, was du fühlst. Das heißt, auf unterschiedlichen Leveln ist jeder ein Künstler. Und alle Kinder sind natürliche Schauspieler. Wenn ich zum Beispiel meine Verwandten in Dänemark besuchte, brauchte ich nur einen Stock als Schwert und war hundertprozentig davon überzeugt, ein Wikinger zu sein. Wir verlernen das nur, wenn wir erwachsen werden.

Wo endet in diesem Film die Wahrheit Ihrer Familiengeschichte, und wo beginnt die interpretierende Dichtung?

Das meiste ist Dichtung. Eine der wenigen Geschichten, die ich genauso aufgeschrieben habe, wie ich sie erinnere, stammt aus meiner frühen Kindheit. Da war ich vier Jahre alt. Ich durfte mit auf die Jagd, und mein Vater fragte mich: Willst du eine Ente schießen? Ich antwortete: Klar! Hätte meine Mutter das gewusst, es hätte richtig Ärger gegeben. Wir lebten damals in Argentinien, und ich erinnere mich noch, dass es sehr kalt war.

Und Ihr Vater drückte Ihnen einfach ein Gewehr in die kleinen Hände?

Er dachte natürlich, ich würde einfach nur einmal das Gewehr abfeuern, was irgendwie verrückt war. Ich hatte einen Versuch und landete einen Volltreffer. Die Ente fiel ins eiskalte Wasser, und ich sprang hinterher. Er musste mich dann den langen Weg zurück nach Hause tragen. Wir haben an einem Haus um Hilfe gebeten, wo ich mich am Kamin aufwärmen und meine Sachen trocknen konnte. Aber ich war so stolz auf meine Beute, dass ich sie nicht wieder hergeben wollte.

Die Ente durfte nicht gegessen werden?

Als wir nach Hause kamen, bestand ich darauf, mit der toten Ente in die Badewanne zu gehen und sie anschließend mit ins Bett zu nehmen. Meine Eltern fanden das etwas irre, ließen mich aber gewähren. Ich bin neben der Ente eingeschlafen. Am nächsten Morgen war sie weg. Ich rannte die Treppe runter, und meine Mutter bereitete sie in der Küche für das Mittagessen vor. Das sehen Sie jetzt genau so im Film.

Der Kern der Geschichte ist das schwierige Verhältnis zwischen Sohn und Vater, der seine Familie früh verlassen hat. Was hatten Sie früher für ein Verhältnis zu Ihrem Vater?

Auch nachdem sich meine Eltern getrennt hatten und wir bei meiner Mutter lebten, hatte er großen Einfluss auf mich. Unsere Väter sind unsere ersten Vorbilder und bleiben es auch irgendwie. Als Teenager habe ich natürlich gegen ihn rebellierte. Ich habe versucht, mich zu beweisen. In dieser Zeit war ich auch mehr auf der Seite meiner Mutter. Das ist wohl ein normaler Prozess in diesem Alter. Andererseits waren wir uns aber auch immer sehr nah. Denn er war die Verbindung zu meiner Familie in Dänemark, die mir sehr wichtig war. Und dann war ich eben ein Kind der Siebziger und etwas wilder. Da waren Konflikte zwischen den Generationen vorprogrammiert.

Da prallten zwei Welten aufeinander?

Als Kind seiner Generation hatte er in seinem Wertesystem eine genaue Vorstellung davon, wie die Dinge laufen sollten. Er hatte auch etwas gegen meine langen Haare und die Kleidung, die ich trug. Ich wollte mein eigenes Leben nach meinen Werten. Für ihn war das alles auch nicht einfach, weil wir uns zu selten gesehen haben. Das habe ich aber auch erst heute als Vater aus der Retrospektive in vollem Umfang verstanden. Heranwachsende verändern sich sehr schnell.

Herzensangelegenheit, die uns als Team zusammengeschweißt hat.

Wie alt waren Sie, als Ihre Eltern sich getrennt haben?
Elf Jahre.

Wie hat Sie diese Erfahrung auch als Künstler geprägt?

Das ist schwer auf einen Punkt zu bringen. Denn ich kenne es ja nicht anders. In jeder Familie gibt es gute und schlechte Phasen. Irgendwann musste ich mich von meinen Eltern emanzipieren, aus ihrem Schatten treten und meine eigene Identität finden. Die Trennung meiner Eltern machte diesen Prozess allerdings nicht einfacher. Auch wenn sich Eltern im Guten trennen, ist das doch ein enormer Einschnitt. Denn plötzlich ist ein Elternteil nicht mehr präsent. Manchmal habe ich für meine Mutter Partei ergriffen, dann wieder für meinen Vater. Es war schwierig. Als Kind und Jugendlicher war die Loyalität zu meinen Eltern deswegen zerbrochen. Und als Erwachsener habe ich versucht, die zerbrochenen Teile wieder zusammenzufügen. Das war wichtig, damit kein Groll zurückbleibt. Wie es mich als Künstler beeinflusst hat? Ich unterscheide nicht zwischen Künstler und Nichtkünstler. Kinder tun das auch nicht, und ich weiß nicht, warum Erwachsene diese Grenze ziehen.

Wie definieren Sie Kunst?

Kunst bedeutet für mich nur, genau zu beobachten, was um dich herum geschieht, und dies zu interpretieren. Das kannst du für dich oder auch andere

Mein Vater stand aber auch immer für Abenteuer. Er kannte sich in der Natur aus, ging auf die Jagd, auf Reisen und war sogar eine Art Entdecker. Er war der Erste, der mit einer kleinen Expedition die Tierra del Fuego im Süden Argentiniens erforschte. Diese Geschichten haben mich immer fasziniert. In seiner Jugend war er auch noch als Sportler sehr erfolgreich. Für mich war er ein Held.

Und Ihre Mutter?

Die war auf andere Art meine Heldin. Sie hat mir zum Beispiel die Kunst und das Kino nahegebracht, womit ich mich identifizieren konnte. Wir sind schon früh zusammen ins Kino gegangen, um Filme wie „Lawrence von Arabien“ zu sehen. Anschließend haben wir lange darüber gesprochen.

Ist es einfacher ein Regieдебüt zu finanzieren, wenn man Viggo Mortensen ist?

Sollte man meinen. Ich hatte die Finanzierung für den Film schon vor einigen Jahren zusammen. Die wurde dann aber sehr kurzfristig wieder zurückgezogen. Ich steckte schon mitten in den Vorbereitungen, war mit dem Kameramann auf der Suche nach Locations. Doch dann verloren wir das Geld. Daraufhin wollte ich ein anderes Filmprojekt realisieren, basierend auf einem weiteren Drehbuch, das ich schon geschrieben hatte. Aber auch das konnte ich letztlich nicht stemmen. Ich habe es dann ein letztes Mal mit „Falling“ versucht. Wir haben so gerade eben das Geld zusammenbekommen, um drehen zu können.

Wie haben Sie als Neu-Regisseur mit dieser permanenten Unsicherheit gelebt?

Manchmal ist es frustrierend, aber man gewöhnt sich daran. Das ist die normale Entstehungsgeschichte eines Independent-Films, der ohne ein großes Studio im Rücken finanziert wird. Ich wollte meinen ersten Film schon vor 25 Jahren



drehen. „Falling“ war nach all dieser Zeit das erste Projekt, das ich finanzieren konnte. In den vergangenen acht Jahren habe ich es mit drei verschiedenen Drehbüchern versucht. Am Ende hat es auch einfach mit Zufall und Glück zu tun. Es gleicht immer einem Wunder, wenn Filme dieser Art überhaupt noch gemacht werden. Das war schon vor der Pandemie schwierig genug. Jetzt brauchen wir noch mehr Glück. Es gibt so viele Unsicherheitsfaktoren. Oft springen auch die Schauspieler ab, weil unklar ist, wann die Dreharbeiten beginnen können. Aber der entscheidende Faktor ist immer das Geld.

Drehbuchautor, Regie und eine der Hauptrollen – wie behält man da den Überblick?

Das dachte ich auch phasenweise und habe auch andere Optionen für die Besetzung in Betracht gezogen. Aber tatsächlich waren meine Chancen besser, das Geld zu bekommen, wenn ich mitspiele. Auch deswegen habe ich mich zu diesem Schritt entschlossen. Es bedeutete mehr Stress und mehr Arbeit. Aber ich hatte zu diesem Zeitpunkt schon sehr viel Vertrauen zu meiner Crew, auf die ich mich verlassen konnte. Und mein Verhältnis zu Lance Henriksen, der meinen Vater spielt, war sehr gut. Für ihn war es wichtig, mit jemandem zu spielen, den er kennt und dem er vertraut. Es war eine gute Entscheidung.

In diesem Film hat er viele Rollen: Der 62 Jahre alte Regisseur und Hauptdarsteller Viggo Mortensen ist hier am Set mit dem Kameramann Marcel Zyskind zu sehen.

Sie würden es noch einmal so durchziehen?
In meinem nächsten Projekt will ich, wenn überhaupt, nur eine kleine Rolle spielen. Damit ich mich besser auf die Regie konzentrieren kann. Und ich kann Ihnen verraten: Ich arbeite schon an meinem nächsten Film.

Sie hatten sich 25 Jahre auf diesen Moment in Ihrem Leben vorbereitet. Wie haben Sie ihn dann erlebt?

Als der Film finanziert war, existierte nichts anderes mehr in meinem Leben. Es ist, als ob du in einer Blase lebst. Ich war voll und ganz auf dieses Projekt fokussiert, habe an nichts anderes mehr gedacht. Am Ende der Vorbereitungsphase musste ich an zwei Wochenenden an Preisverleihungen teilnehmen, weil ich für „Green Book – Eine besondere Freundschaft“ nominiert war. Eine sehr seltsame Erfahrung, wenn man so intensiv an einer Sache arbeitet und dann plötzlich auf dem roten Teppich steht. Ich war an jedem Abschnitt des Arbeitsprozesses von Anfang bis Ende beteiligt, auch dem Schnitt und der Tonmischung. Anders hätte ich es mir nicht vorstellen können. Wenn Schauspieler zum ersten Mal Regie führen, quetschen sie die Dreharbeiten oft irgendwie in ihren Terminkalender und überlassen den Schnitt einem Cutter. Das kam für mich nicht infrage. Wenn ich etwas mache, will ich es richtig machen.

Wie haben eigentlich Ihre beiden Brüder auf den Film reagiert?

Sie mochten ihn glücklicherweise. Und sie konnten sogar über den schwarzen Humor der Geschichte lachen. Das war mir sehr wichtig und eine Erleichterung. Einer meiner Brüder war sogar auf der Premiere beim Sundance-Film-Festival dabei. Der andere hat ihn bisher nur via Computer gesehen. Aber ich hoffe, er schaut ihn sich noch einmal im Kino an.

Die Fragen stellte Christian Aust.

T



I am what I am



Deine Songs, dein Sound.

AIRY TRUE WIRELESS – der komplett kabellose In-Ear-Kopfhörer mit exzellentem Sound. Höre nur, was du willst, wo immer du willst.

Teufel

#FollowYourSound

IM RAHMEN DES MÖGLICHEN

Von Klaus Georg Koch, Fotos Marco Ramin

Der Italiener Antonio Taverna pflegt noch das alte Handwerk des Fahrradbaus. Er stellt Rahmen und Gabeln für Rennräder, Dreiräder, Tandems her – seit alle seine Mitarbeiter in Rente gegangen sind, ganz allein.

Am Rand der Wüste Namib traf ich beim Radfahren einmal einen jungen Franzosen. Fünf Jahre ist das her. Er war mit der Schule fertig, hatte sich aus gefundenen Teilen ein Rad zusammengebastelt, war nach Kapstadt geflogen und hatte sich auf den Weg nach Norden gemacht. Kein Expeditionsausstatter hätte ihm so ein Ding empfohlen, und in der Tat war ihm gerade eine Gepäckträgerstütze gebrochen, unter der Last der Wasservorräte und seines Gepäcks. Doch ein schmales Eisenrohr genügte, und die Strebe war geschient.

Er hatte das ideale Rad. Es bestand aus Entdeckerfreude, aus Freude an der Freiheit, der selbst errungenen, aus eigener Kraft geschöpften Freiheit, und jeden Morgen war es wieder neu für ihn da, um aufzubrechen. Natürlich wird er es auch verwünscht haben, aber sagen wir es anders: Er hatte das ideale Rad für sein Alter. Später, mit den Jahren, wächst auch das Interesse an der Perfektion – des Radfahrens wie der Technik. Es ist eine Folge der Erfahrung, aber auch der Rat-schläge, die man mit der Zeit von Orthopäden, Kniechirurgen oder Kardiologen bekommt.

So bin ich zu Antonio Taverna und seiner Werkstatt in Padua gekommen, an der Via Tunisi, in einem Wohn- und Gewerbeviertel aus kolonialer Zeit. Mein Ziel: ein neues Rad, vielleicht mein letztes vor dem altersgerechten Elektrobike. Es sollte der Summe meiner Erfahrungen entsprechen: stabil auch für rauhes Gelände und für Gepäck, die Mechanik so einfach, dass ich sie an jedem Ort selbst reparieren kann, für den Antrieb Untersetzungen wie beim Mountainbike und schwere Gänge wie beim Rennrad. Kobaltblau sollte es sein, heiter oder geheimnisvoll, je nach Licht. Und wie in einer Art produktiver Archäologie sollte es etwas bewahren von der proletarischen Geschichte des Verkehrsmittels. Primitiv sollte es sein und überlegt.

Antonio Taverna baut Fahrradrahmen – ein Handwerk, das er von seinem Vater Ferruccio und seinem Großvater Giovanni gelernt und übernommen hat. Und er baut sie nach Maß. Taverna zeigt mir die Werkstatt. Rohe Rohre, bearbeitete Rohre. Rohre, die gerade mit einer Silberlegierung zusammengeschweißt werden, kräftig gefärbt vom Feuer, Farben wie aus den

Kratern der Äolischen Inseln, Übergänge von Anthrazit, Bronze, Gold, Silber, Grau und Blau. Ein Rahmen in Rohfassung für einen Kunden in London. Eine Gabel in Einzelteilen, die fertige Replik eines historischen Rads. Eine Sammlung von Referenzrahmen aus der Geschichte der Werkstatt, darunter das Rennrad, das sich Antonio Vater Ferruccio selbst gebaut hat.

Dann bittet mich Antonio Taverna aufs Rad. Es sieht ein bisschen aus wie ein Zimmerfahrrad, ein Spinbike, bei dem sich freilich die Geometrie vollständig verstellen lässt: Rahmenhöhe, Rahmenlänge, die Winkel der einzelnen Rohre zueinander. Hier soll das Maß entwickelt werden, nach dem der neue Rahmen gebaut wird. Das braucht Zeit. Zum einen findet Taverna meine Arme anfangs etwas fest, „nach der langen Zugfahrt“, wie er sagt, „fahr dich erst mal warm“. Zum anderen ist das Maßnehmen keine bloß mechanische Sache. „Es soll schon auch etwas Empathie ins Spiel kommen“, sagt der Rahmenbauer.

EINE PERSÖNLICHE SACHE

Ich pedaliere, Taverna nimmt Bewegung und Körperhaltung in Augenschein. Er fragt nach dem beabsichtigten Einsatz und nach vergangenen Touren, stellt hin und wieder etwas an der Geometrie, interessiert sich für den Fahrstil auf Abfahrten. Eine steilere Stellung von Sattelrohr und Steuerrohr würde das Rad wendig, nervös machen – wir entscheiden uns für flachere Winkel und damit für gelassene Stabilität. Ein kürzeres Steuerrohr mit tiefem Lenker hätte eine bessere Windschlupfbarkeit zur Folge – wir entscheiden uns für ein längeres und einen Lenker knapp unter der Höhe des Sattels. So ist sportliches Fahren möglich, aber das Rad wird auf langen Strecken nicht unbequem. Das Gleiche gilt für die Gabel, die Taverna für das Rad fertigen wird, mit weiter Krümmung und langem Vorlauf, wieder zugunsten von Laufruhe und Komfort.

Der Rahmen soll aus Stahl gebaut werden, das ist klar. Aber welcher? Wir entscheiden uns für „zero uno“ von Dedacciai, einen leichten und dabei sehr festen Stahl mit differenzierten Wandstärken, dicker an den Enden, dünner in der Rohmitte, wo die mechanische Belastung geringer ausfällt, und dabei stets unter einem Millimeter. Nicht das Extrem der festesten und zugleich leichtesten Stähle, deren Wandstärken unter einem halben Millimeter liegen können – der neue Rahmen soll ja etwas aushalten, und ich will das körperhafte Fahrgefühl, straff, sehnig, lebendig, das die klassischen Rennradrahmen hatten, bevor man erst die Durchmesser der Rohre vergrößerte und dann auf Kohlefaser umstieg. Mit den größeren Rohren wurden dünnere Wandstärken möglich, die Rahmen wurden leichter, aber um den Preis eines etwas sterilen Fahrgefühls.

Wie weit können wir mit den Durchmessern runtergehen, ohne die Stabilität zu gefährden? Wo müssen wir eventuell etwas Wandstärke zugeben? Mit Taverna komme ich ins Verhandeln,

Erfahrung mischt sich mit Spekulation, bis wir das ideale Maß, den richtigen Charakter gefunden haben. „Wie könnte ich Rahmen bauen“, fragt Taverna, „ohne mich für die Kunden zu interessieren?“

Aber auch umgekehrt ist der Rahmenbau eine persönliche Sache. Antonio Taverna erzählt von seiner Tochter, die in Padua Chemie studiert hat und nun in eine andere Stadt gezogen ist. In Italien, einem Land, in dem viele Leute an Stadt und Familie hängen, heißt das etwas. Wenn nicht ein Enkel einspringt, bleibt Antonio Taverna der letzte in seiner Familie, der dieses Handwerk pflegt.

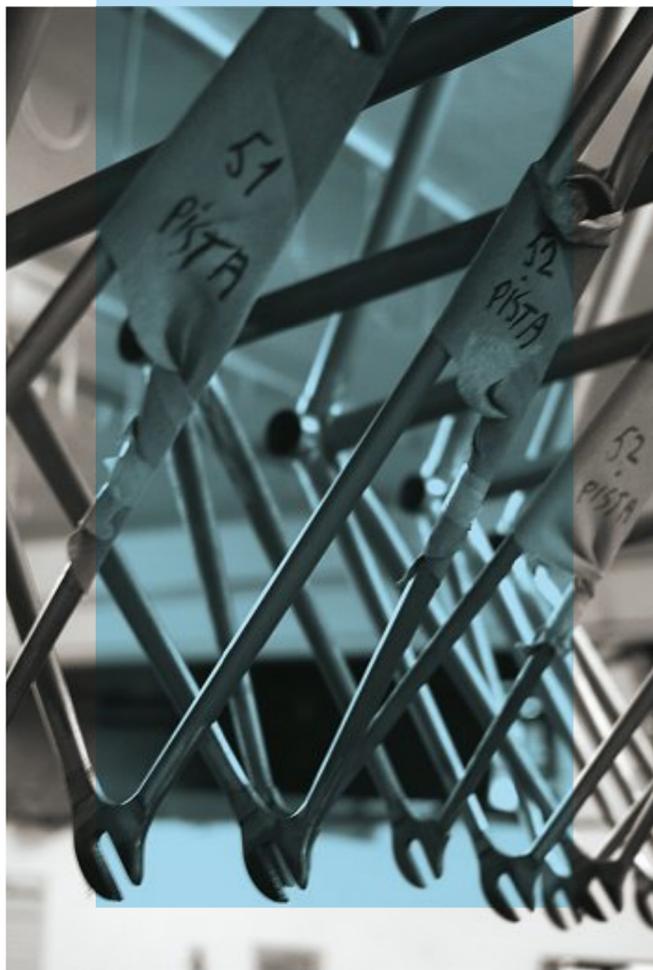
Das Handwerk selbst stammt aus einer anderen Zeit. Sein Großvater leitete in den dreißiger Jahren im Gefängnis an der Piazza Castello den Fahrradbau durch die Gefangenen, nach dem Krieg dann machte er sich selbständig. „Aprire bottega“, eine eigene Werkstatt eröffnen, das war damals ein weit verbreiteter Traum, und viele verlegten sich in der Wintersaison auf den Rahmenbau. Der Stahl kam aus den Hüttenwerken in Mailand, die Rohre wurden von den Ausrüstern der örtlichen Möbelindustrie geliefert, ehe sich einzelne Betriebe wie etwa Columbus auf das Material für den Fahrradbau spezialisierten. Große Handwerkskunst war der Rahmenbau damals zumeist noch nicht – die Fahrradfirmen lieferten ein Modell, die Zulieferer bauten es nach. Das Material war schlicht. „Heute wollen die Radsportler möglichst leichte Räder“, sagt Taverna. „Als ich ein Kind war, war es umgekehrt. Wer ein Rad wollte, hob es erst einmal hoch. War es schwer, dann war es gut. Es sollte ja halten.“

ESSENZ DES RADFAHRENS

Um das Jahr 1970 vergrößerten sich Tavernas Großvater und sein Vater, eine Werkhalle mit Wohnung im Obergeschoss wurde erworben, „casa e bottega“ – das Ideal vieler Selbständiger. Die Tavernas bauten Qualität, und neben ihren unter dem Namen „Vetta“ selbst verkauften Rahmen – Velocipedi telai Taverna – belieferten sie die großen Marken, Colnago, Moser, Pinarello, Chesini, Rossin. So funktionierten damals weite Teile der Wirtschaft im Norden Italiens, wie auch die Textilindustrie, in der zahlreiche „terzisti“, Zulieferer in Privatwohnungen und kleinen Werkstätten, für die großen Modemarken nähten. Dann wurden industrielle Strukturen andernorts aufgebaut, im Fall der Fahrräder in Taiwan, und die Massenproduktion wanderte ab. Erst bei Bianchi, der ältesten noch existierenden Fahrradmarke, 1885 in Mailand gegründet, 1997 an ein schwedisches Konglomerat verkauft – dann auch bei den anderen.

Pinarello aus Treviso wurde vor bald vier Jahren von einem französischen Luxuskonzern übernommen, Colnago aus dem östlichen Umland Mailands ging in diesem Frühjahr an einen Investmentfonds aus Abu Dhabi. Ein paar Rahmenbauer sind geblieben und behaupten sich in

„Etwas schaffen, das Freude macht“: Das ist das Motto Antonio Tavernas, der beim handwerklichen Ethos des Vaters und des Großvaters geblieben ist.



Nischen der Exklusivität, zum Beispiel die Brüder Casati in Monza, Passoni in Vimerate vor den Toren Monzas oder die Manufaktur Sarto in Mellaredo, ein paar Kilometer von Padua entfernt, die sich auf Karbonrahmen spezialisiert hat. Hier wird auf Maß gefertigt für Kunden in der ganzen Welt, die Erschaffung der Einzelstücke wird regelrecht zelebriert. Luca und Massimo Casati etwa dokumentieren die Entstehung jedes Rahmens mit einer Fotoserie, und bevor das fertige Rad ausgeliefert wird, kommt bisweilen ein professioneller Fotograf, um das Kunstwerk abzulichten.

Ich fahre selbst auch ein Rennrad aus Monza, aber ob man mir dort den Rahmen für ein so konservatives Rad gerne gebaut hätte, tauglich für die löchrigen Straßen Italiens, die Pisten Namibias, die Straßen und Holzwege des Bregenzerwalds, vollendet gearbeitet ohne Glamour, das ist die Frage. „Etwas schaffen, das Freude macht“, das ist dagegen das Motto Antonio Tavernas, der beim handwerklichen Ethos des Vaters und des Großvaters geblieben ist. Dabei ist der Traditionsraum keineswegs geschlossen – für eine Sommerakademie des Rahmenbaus würde Taverna seine Werkstatt gerne öffnen.

In der Zwischenzeit darf jeder kommen, der einen Wunsch hat. So entsteht einmal ein klassisches Rennrad, dann ein Rad für eine Person mit sehr kurzen Beinen, ein Crossrad, ein Tandem für eine Behinderteneinrichtung, ein Dreirad, eine historische Replik. Geht etwas kaputt, wird der Rahmen oder die Gabel repariert. Groß ist die Nachfrage nach Stahlrahmen nicht, und die Weiterempfehlung durch Kunden ist dem Rahmenbauer Marketing genug.

Nachdem die ehemals neun Mitarbeiter einer nach dem anderen in Rente gegangen sind, verrichtet Taverna nun sämtliche Arbeitsschritte selbst – vom Maßnehmen über die Materialauswahl, das Schweißen und Polieren, bis er den fertigen Rahmen zum Lackierer bringt.

Einen Monat, vielleicht etwas länger, dauert es vom Maßnehmen bis zum Abholen des Rahmens. Es ist eine Zeit der Erwartung, in der das Projekt Formen annimmt. Dann sind die Einzelteile zu beschaffen, auch die Laufräder, die ebenfalls von Hand gebaut werden sollen, aus Gründen der Stabilität und der Reparierbarkeit, falls irgendwo doch etwas reißt.

Damit soll nichts gesagt sein gegen industriell hergestellte Fahrräder mit ihren exakt definierten und garantierten Qualitätsstandards, auch sie lassen sich oft recht gut passend machen. Am Ende kommt es aufs Fahren an. Aber während man sich das Fabrikrad aneignet, findet man sich im handgebaute wieder. Und dieses Wiederfinden mit jedem neuen Aufbruch ist die Essenz des Radfahrens. ◀



NIESSING



NIESSING SPANNRING® COLOR LIMITED EDITION
In Platin und exklusiv in Purple Gray- und Peach Pink Gold.
Sind Sie bereit für das Original?

Es gibt sie auch im Mittelmeer, Schildkröten mit einer Größe von bis zu 250 Zentimetern. Dieses Exemplar wird von den Fischern gefüttert und ist im Hafen sesshaft geworden.



An der Hafeneinfahrt steht ein Leuchtturm, der auf die ägyptische Besetzung Kretas im 19. Jahrhundert zurückgeht. Das Leuchtfeuer in der Glaskuppel brennt inzwischen elektrisch.

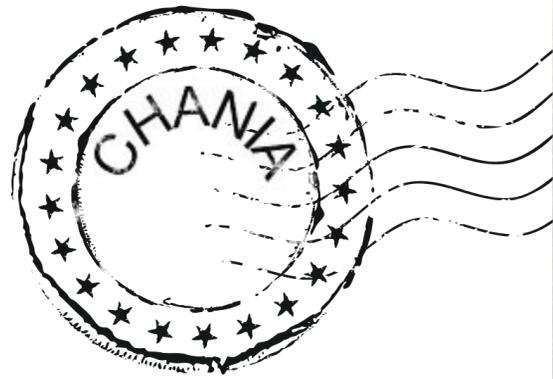


Chanias Altstadt ist bekannt für ihre Türen. Jede erzählt eine Geschichte, und viele wurden in den vergangenen Jahren mitsamt den Häusern liebevoll restauriert.



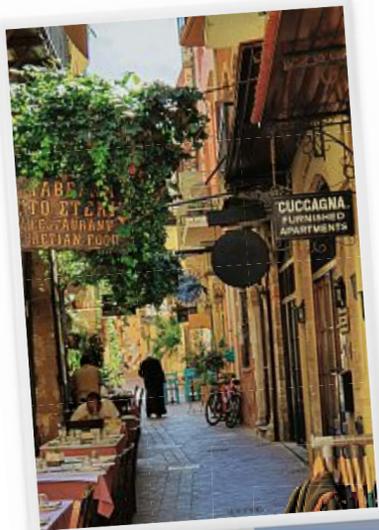
Zu den traditionellen Gerichten zählen Pulpo, gefüllte Weinblätter und Zucchini Blüten, dazu ein kretischer Weißwein. Sehr zu empfehlen ist die Taverne „Steki“ unweit der Kathedrale.

Grüße aus

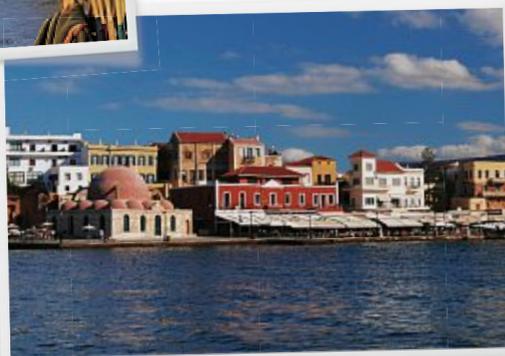


In der Stadt auf Kreta haben viele Kulturen Spuren hinterlassen.

Von Peter-Philipp Schmitt (Text) und Norbert Franchini (Fotos)



Die Gassen scheinen wie aus der Zeit gefallen. Und sie sind der Ruhepol in der Altstadt, wenn nicht gerade wieder ein Motorrad durch sie hindurchbraust.



Die Hassan-Pascha-Moschee erinnert an die Zeit, als Chania türkisch besetzt war. Angeblich stand an derselben Stelle einst schon ein antiker Tempel.



Die Venezianer, die in Chania von 1204 bis 1669 herrschten, erbauten die Arsenalen, mächtige Tonnengewölbe am Hafen, in denen sie ihre Schiffe reparieren ließen.



SCHAFFRATH

UNIQUE SINCE 1923

LA LUNA
GEKÜRT ZUM DIAMANTRING
DES JAHRES



Deutscher
Diamant
Club



EXKLUSIV ERHÄLTlich
BEI IHREM DDC-JUWELIER

DEUTSCHER DIAMANT CLUB

WWW.DEUTSCHER-DIAMANT-CLUB.DE

SCHAFFRATH1923.COM

@schaffrath1923



MEIN DDC
JUWELIER

IM LAUF DER ZEIT

Von Michael Spehr

Fit für Sport, Spiel und Smartphone: Diese drei neuen Smartwatches haben besondere Funktionen.

Fitbit Sense

Die Sense der Google-Tochter Fitbit hat die kompaktesten Maße der drei Uhren: eine Diagonale von nur 40,5 Millimetern bei einer Höhe von 12,3 Millimetern. Mit Aluminiumgehäuse kommt sie auf ein Gewicht von 45 Gramm, sie ist wasserdicht bis 50 Meter und wird mit dem Touchscreen sowie einer am linken Rand ins Gehäuse integrierten Taste bedient, die man einfach tippen kann oder doppelt.

Die Sense hat ein vorzügliches Display, zum Einsatz kommt die kontraststarke AMOLED-Technik mit satten Farben. Die Anzeige ist auf Wunsch immer eingeschaltet, wenngleich in reduzierter Darstellung. Das Display löst mit üppigen 336x336 Pixel auf und überzeugt. Das mitgelieferte Kunststoffarmband lehnt sich optisch an die Sportarmbänder der Apple Watch an, lässt sich indes nur schlecht anlegen. Fitbit verwendet nicht das Uhrenbetriebssystem Wear OS der Konzernmutter, sondern sein proprietäres eigenes, das ein wenig schwachbrüstig wirkt. Auf Wischbewegungen mit dem Finger reagiert die Uhr nicht immer prompt.

Fitbit hat die Sense als Gesundheitsuhr konzipiert. Sie richtet sich nicht an den professionellen Sportler, sondern an denjenigen, der zwar seine Aktivitäten aufzeichnen will, aber in erster Linie an Fitness- und Gesundheitsdaten interessiert ist. 20 Trainings sind an Bord, viele werden automatisch mit dem Start erkannt, GPS und Höhenmesser sind ebenfalls eingebaut.

Die Besonderheit ist die EKG-Messung, die wie bei der Apple Watch ein Einkanal-EKG erstellt, das sich zur Diagnose des gefährlichen Vorhofflimmerns eignet. Die Kurve ist allerdings erst sichtbar, wenn man sie als PDF exportiert. Wie die Apple Watch schlägt die Sense bei zu hoher oder zu niedriger Herzfrequenz Alarm, sie misst fortlaufend Ruhepuls und Herzfrequenz. Auch der Fitness-Indikator VO2max sowie die Sauerstoffsättigung lassen sich bestimmen.

Nachts wird während des Schlafs die Hauttemperatur gemessen, und neu ist die Erfassung einer „elektrodermalen Aktivität“, welche die Hautleitfähigkeit misst. Diese Funktionen lassen einen etwas ratlos zurück, weil man mit den Ergebnissen nicht viel anfangen kann. Zwar ist die Sense mit einem Preis von 330 Euro noch recht günstig, aber viele Fitness- und Gesundheitsfunktionen lassen sich nur mit einem Abonnement für neun Euro im Monat nutzen.



Coros Pace 2

Das amerikanische Unternehmen Coros ist fast unbekannt, liefert aber seit 2018 Sportuhren mit teils spektakulären Merkmalen. Etwa die Coros Pace 2 für 200 Euro, die unglaublich leicht ist (29 Gramm) und eine sehr lange Akkulaufzeit bietet. Wir kamen mit ein bis zwei Workouts am Tag auf wesentlich mehr als eine Woche. Die Pace 2 erfasst alles, was auch eine weit teurere Rivalin misst, und sie gehört zudem zu den wenigen Uhren, die sogar eine Leistungsmessung ohne sonstiges Zubehör vornehmen. Dabei wird die Laufleistung in Watt angegeben. Koppelt man die Coros Pace 2 mit einem Foodpod von Stryd, lassen sich außerdem alle Laufmetriken und Laufeffizienz-Messwerte von Stryd nutzen.

Die Pace 2 hat ein Kunststoffgehäuse mit einem wechselbaren Silikonarmband und ist mit einer Diagonale von 42 Millimetern kleiner als ihre Mitbewerber. Dank einer Tiefe von nur 11,7 Millimetern lässt sie sich auch unter einem Hemdärmel tragen. Rückseitig findet man neben den Herzfrequenzsensoren einen Lade-Adapter mit drei Pogo-Pins, der dem von Garmin verblüffend ähnlich sieht. Eine induktive Betankung des Akkus ist also nicht vorgesehen. Bedient wird die Uhr mit der digitalen Krone oben rechts und einer Taste darunter. Die Anzeige mit 240x240 Pixel und 64 Farben nutzt nur ein LC-Display, kein OLED, indes bleibt sie stets eingeschaltet und ist auf Knopfdruck beleuchtbar.

Zur Inbetriebnahme koppelt man die Uhr mit der Coros-App auf dem Smartphone, ein Web-Interface zur Auswertung der Sporteinheiten am Bildschirm gibt es nicht. In der App lassen sich Zifferblätter auswählen und Lieblings-Trainings festlegen, wobei die Pace 2 nur elf Aktivitäten kennt. So kann man detaillierte Trainingspläne für Laufen, Radfahren und Schwimmen erstellen. Die einzelnen Trainings sind mit GPS-Daten, einer Karte bei Outdoor-Aktivitäten und verschiedenen Metriken schön dargestellt, und beim Laufen sieht man tatsächlich die Running Power in Watt über der Zeitachse mit Maximum und Mittelwert. Dankenswerterweise kann man einzelne Trainingseinheiten exportieren, etwa im Fit- oder GPX-Format.

Die Genauigkeit der Herzfrequenzmessung ist gut bis sehr gut, die Präzision der GPS-Routenaufzeichnung fanden wir sehr gut. Auf manche Extras wie Musikwiedergabe, kontaktloses Bezahlen und anderes muss man verzichten.



Polar Vantage V2

Wenn Sportler mit Akribie ihre Trainings aufzeichnen, kommt oft eine Sportuhr von Polar zum Einsatz. Das finnische Unternehmen war einer der Pioniere in diesem Bereich, es brachte

erste Produkte zu Beginn der achtziger Jahre auf den Markt. Nach einer langen Krise war im Herbst 2018 die Sportuhr Vantage ein neuer Anfang. Nun kommt ihr Nachfolger, die Vantage V2, im Aluminiumgehäuse mit fünf physischen Tasten. Bedient wird die Uhr aber zusätzlich mit dem farbigen Touchscreen, der wiederum unter Gorillaglas liegt. Ein Saphirglas, das besser schützt, ist nicht zu haben.

Die Verarbeitungsqualität ist ordentlich, und die Armbänder kann man ohne Werkzeug wechseln. Die Helligkeit der Anzeige lässt jedoch wie bei allen jüngeren Polar-Uhren zu wünschen übrig, und die Touch-Bedienung ist bisweilen zäh. Auch bleibt der Wunsch nach schöneren Zifferblättern offen. Das Display könnte mehr Inhalte auf einen Blick zeigen, indes sind einige Details wie die Wettervorhersage im Vergleich zur ersten Vantage dazugekommen.

Der Ladepuck wird an der Unterseite angesetzt, vier Metallknubbel dienen zur Ankopplung der Ladeschale, ein induktives Laden ist nicht vorgesehen. Mit einer Tiefe von 13 Millimetern lässt sich die Vantage V2 gerade noch unter einem Hemd tragen. Die Diagonale beträgt üppige 47 Millimeter, aber die Uhr wiegt gerade mal 52 Gramm mit Armband.

Mit umfangreichen Sensoren ist die Vantage V2 für alle Aktivitäten draußen bestens ausgerüstet. Die Herzfrequenzmessung und die GPS-Aufzeichnung probierten wir auf dem Rad, während des Krafttrainings und beim Laufen aus. GPS arbeitete bestens, der Herzfrequenzsensor misst ebenfalls sehr präzise, reagiert aber auf Änderungen gelegentlich nur langsam.

Wie bei anderen Polar-Uhren auch gibt es die Leistungsmessung und Hinweise zur Ernährung. Die Akkulaufzeit gibt Polar mit bis zu 40 Stunden im Trainingsmodus an, inklusive GPS- und Puls-messung – ein Wert, der uns plausibel erscheint. Mit ein bis zwei Workouts am Tag hielt der Akku fast eine Woche durch, und man kann verschiedene Energiesparoptionen aktivieren. Schwach bleiben die Navigation und die Schlaf-Überwachung. Doch für 500 Euro bekommt man mit der Vantage V2 eine Sportuhr mit viel Analytik und pfiffigen Details.

FOTOS: HERSTELLER



design by · made by

LINDBERG

„DIE LEUTE MÜSSEN IHR HAUS BELEUCHTEN“

Julien Pruvost, Kreativ-Direktor der Kerzenmanufaktur Cire Trudon, über jahrhundertealte Traditionen, die Angst vor dem Verlust der heimischen Produktion und den Erfolg von Raumdüften in der Pandemie

Herr Pruvost, Sie arbeiten nach einiger Zeit im Homeoffice wieder von Ihrem Büro in Paris aus. Wonach riecht es da?

Oh mein Gott, es riecht gerade nach allem Möglichen. Auf meinem Schreibtisch liegt immer so viel Kram, sehr guter Kram zwar, aber doch alles durcheinander. Flaschen, Tester, verwendete Teststreifen von Produkten, an denen wir gerade arbeiten. Wenn ich Besuch empfangen, sagen mir die Leute immer, es rieche so toll in meinem Büro, und ich kann nur antworten: Jap, ich hab' leider keine Ahnung, wie sich das zusammensetzt. Wenn Sie hingegen unsere Kerzenmanufaktur nehmen, da riecht es immer umwerfend.

Die Manufaktur Cire Trudon führt das Gründungsjahr 1643 auf ihren Produkten. Wie schafft es eine Kerzenfirma, so lange zu bestehen?

Das ist schwierig zu sagen. Faszinierend an diesem Unternehmen ist, dass es seit dem 17. Jahrhundert Personen gibt, die unter diesem Namen firmieren und ein ähnliches Produkt herstellen. Das waren anfangs keine Duftkerzen, sondern weiße lange Kerzen, die man zur Beleuchtung verwendete, die Glühbirnen ihrer Zeit sozusagen. Im Laufe der Jahre haben die Eigentümer gewechselt, aber jeder hat das Feuer weitergetragen, wenn ich es so symbolisch formulieren darf, und die Produkte angepasst. Man kann als Unternehmen die Jahrhunderte nur überstehen, wenn man sich anpasst und Exzellentes hervorbringt. Uns hat das im Februar den französischen Titel „Entreprise du Patrimoine Vivant“ eingebracht, also Unternehmen des lebendigen Kulturerbes.

Sie haben Ihre Karriere in der Mode begonnen. Wie sind Sie zu Kerzen gekommen?

Ich habe meine Ausbildung in einem sehr traditionellen französischen Modeunternehmen begonnen. Vor etwas mehr als elf Jahren wollte ich dann doch mal etwas anderes machen. Ich habe nach einem Unternehmen gesucht, das bis zu einem gewissen Grad kontrollieren kann, was es produziert. Traditionelles Handwerk fand ich schon immer spannend. In Frankreich entdecken wir das gerade wieder – sehr lange haben wir den Herstellungsprozess ausgelagert und vernachlässigt.

Dabei kann Frankreich doch gerade im Luxusbereich auf eine lange Handwerkstradition zurückblicken.

Das stimmt, und gerade auf dem Gebiet sind wir sehr stolz darauf, dass Produkte in Frankreich hergestellt werden. Aber wir müssen jetzt darauf achten, dass wir unser Know-how nicht verlieren. Die Pandemie hat uns gezeigt, dass wir beispielsweise noch nicht einmal Gesichtsmasken in Frankreich fertigen konnten. Dabei waren wir in Europa einmal berühmt für die Herstellung von Porzellan, Kristall, Holzarbeiten, Teppichen und eben auch Kerzen.

Cire Trudon hat eine lange Geschichte. Sie waren länger in den Archiven. Was haben Sie dabei entdeckt?

Ein paar ganz interessante Anekdoten, die mit dem Sitz hier in Paris zu tun haben. Da ist zum einen die Geschichte über einen Tunnel, der vor Jahrhunderten direkt vom Warenhaus zum Louvre führte. Er soll damals dazu gedient haben, Kerzen und andere Güter direkt vom Depot dorthin zu bringen. Die Anekdote ist schwer zu verifizieren, aber sie ergibt Sinn, denn die Straßen waren schmutzig und vollgepackt. Viele Leute versuchten, dort etwas zu verkaufen, und es war obendrein gefährlich. Auch aus diesem Grund gab es ein ganzes System von Tunneln unter den Straßen von Paris. Die zweite Anekdote, die ich tragisch und charmant zugleich finde, ist jene über Ludwig XVI. Als man ihn festnahm und einsperrte, behielt er trotz allem gewisse Standards bei. Sie steckten ihn in eine große Zelle, und er durfte ein paar Möbel kommen lassen. Und er ließ sich noch immer die teuren Kerzen von Trudon bringen.

Ein sehr loyaler Kunde.

In der Tat. Die Wachmanufaktur musste zwar während der Französischen Revolution kurz die Arbeit einstellen, bekam jedoch vom Revolutionskomitee rasch die Freigabe weiterzumachen, nachdem sie den Titel „Königliche Manufaktur“ entfernt hatte. Das ist das Faszinierende an der Geschichte von Trudon: Selbst wenn eine Revolution die gesellschaftlichen

Verhältnisse komplett umkrempelt, müssen die Leute doch immer noch ihr Haus beleuchten. Wir reden ja vom Jahr 1799, es gab keine Elektrizität, man kam nicht einfach nach Hause, legte einen Schalter um, und das Zimmer war hell. Man benötigte dafür mitunter Hunderte Kerzen und Personal, wenn die Wohnung so groß war, dass man sie unmöglich allein heizen und beleuchten konnte.

Wann begann das Geschäft mit den parfümierten Kerzen?

Wir haben ein Dokument, das die Herstellung von Duftkerzen auf die Mitte des 18. Jahrhunderts datiert. Darin steht, dass Trudon Kerzen mit Lavendelöl und Citronella herstellt. Wir sind gerade erst dabei herauszufinden, wie diese Kerzen genutzt wurden. Unsere ersten Erkenntnisse zeigen, dass man sie zum Vertreiben von Ungeziefer entzündete und um die Luft zu reinigen. Um Paris gab es damals noch viele Sümpfe und entsprechend viele Moskitos, man konnte sich mit Malaria infizieren. Das legt den Citronella-Gebrauch als Anti-Insekten-Mittel nahe. Wenn man zudem die hygienischen Verhältnisse und das Fehlen von Toiletten bedenkt, die gab es ja selbst in reichen Haushalten noch nicht, dann hatten die Duftkerzen auch die Funktion des Lufterfrischers.

Sie sprachen schon kurz die Corona-Pandemie an. Wie hat sie sich auf Ihr Geschäft ausgewirkt?

Wir haben jetzt das Feedback unserer Kunden über die Zeit des Lockdowns im Frühjahr bekommen: Neben Essen und lebensnotwendigen Dingen sind unsere Produkte etwas, das man leicht kaufen kann, um sich wohlfühlen und das Zuhause zu verschönern. Man konnte ja nicht mehr in die Oper oder ins Restaurant oder ins Kino gehen. Alles, wofür man sonst Geld ausgab, fiel weg. Plötzlich standen Kerzen höher im Kurs als zum Beispiel Kleidung, mit ihnen konnte man schnell einen Raum verändern und Wohlbehagen schaffen. Manchen half es, abends nach der Arbeit im Homeoffice abzuschalten, wenn sie eine Kerze entzündeten. Andere erzählten, der Duft habe eine beruhigende Wirkung auf sie.

Die Fragen stellte Maria Wiesner.

Duftet seit Mitte des 18. Jahrhunderts: Julien Pruvost mit einer Kerze von Cire Trudon.



FOTO HERSTELLER



Mehrfacher Gewinner des TIPA-Awards 2013 | 2017 | 2020

„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 26 internationaler Fotografie-Magazine



Alle Rechte, Änderungen und Irrtümer vorbehalten. WhiteWall Media GmbH, Kampalastr. 57, 20259 Hamburg, Deutschland. Foto: © WhiteWall Media GmbH

Ihre schönsten Momente in einzigartiger Galerie-Qualität.

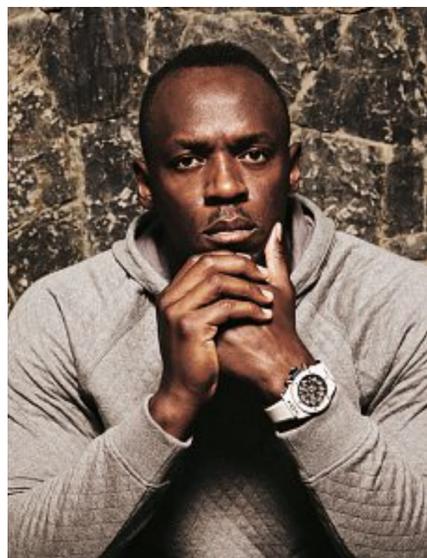
Hinter Acrylglas, gerahmt oder als großer Foto-Abzug. Made in Germany – von Menschen, die Fotografie lieben. Wir sind stolz auf mehr als 100 Testsiege und Empfehlungen! Einfach Foto hochladen und Ihr Wunschformat festlegen, sogar vom Smartphone.

WhiteWall.de

Stores in Berlin | Düsseldorf | Frankfurt | Hamburg | Köln | München | Stuttgart | Wien | Zürich



„DIE ZWEI BERÜHMTESTEN JAMAIKANER: BOB MARLEY UND ICH“



Was essen Sie zum Frühstück?

Wenn ich zu Hause bin, esse ich typisch jamaikanisch: Ackee mit Salzisch-Eintopf, Hardo-Brot, frittierte Kochbananen, unseren typischen Eintopf Brown Stew Chicken, Rinderleber, gekochte grüne Bananen, Kakao, geröstete und frittierte Brotfrucht, frittierte Dumplings, frittiertes Bammy-Brot, Schinken. Wenn ich im Ausland unterwegs bin, dann halte ich es einfacher: Eier, Schinken, Croissant, Obst, Orangensaft.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Ich werde von Puma gesponsert, seit ich 15 Jahre alt bin, und kann mich glücklich schätzen, die neuesten Stücke zu bekommen. Wenn es offizieller sein soll, bin ich ein Gucci-Brioni-Typ.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Ich besitze noch Trikots aus der Zeit, als ich ein Teenager war, und versuche alle Uniformen von Olympischen Spielen und Weltmeisterschaften aufzubewahren.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?
Keine Ahnung. Vielleicht, als ich acht Jahre alt war.

Welches Buch hat Sie in Ihrem Leben am meisten beeindruckt?
„Mit dem Herzen eines Schmetterlings“ von Muhammad Ali.

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Da verlasse ich mich auf meinen Manager NJ, der mich auf dem Laufenden hält. Ich bin nicht jemand, der jeden Tag Nachrichten schaut, aber wenn irgendetwas passiert, dann bekomme ich es meistens über die sozialen Medien mit, oder jemand schickt mir den Link zu einer Geschichte.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Musik, ich liebe Musik und Tanz. Es bringt Menschen zusammen, und das bringt Freude.

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

Ich bin keine große Heulsuse beim Filmeschauen. Jedenfalls erinnere ich mich an keinen einzigen solchen Moment in der jüngeren Vergangenheit.

Sind Sie abergläubisch?

Nicht wirklich. Das sehe ich entspannt.

Worüber können Sie lachen?

Über alles und nichts. Ich bin jemand, der sein Leben gerne genießt und die Dinge nicht allzu ernst nimmt. Wenn ich mit Freunden zusammen bin, lachen wir sehr viel.

Ihre Lieblingsvornamen?

Meine Tochter ist im Frühjahr dieses Jahres geboren, und wir haben sie Olympia genannt. Deshalb würde ich sagen, das ist mein Lieblingsvorne.

Machen Sie eine Mittagspause?

Ich habe keinen Nine-to-five-Job, und ich kann mittagsessen, wenn ich mich danach fühle.

In welchem Land würden Sie am liebsten leben?

Jamaika! Hier wurde ich geboren, und hier habe ich mein ganzes Leben verbracht. Für mich ist es das beste Land zum Leben. Die Leute, das Wetter, die Kultur, das Essen. Man sagt: „Zu Hause ist dort, wo dein Herz ist“, und für mich ist es in Jamaika.

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Wasser und Gatorade.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Mit einem Auto. Ich wohne in der Stadt, aber mache mich schon häufig auf, um raus aufs Land zu fahren.

Was ist Ihr größtes Talent?

Körperlich ist es die Fähigkeit, schnell laufen zu können. Geistig, mir ein Ziel zu setzen und darauf hinzuwirken, es zu erreichen.

Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Ich mag Videospiele spät am Abend, wenn ich eigentlich längst ins Bett gehen sollte.

Welche historische Person würden Sie gerne treffen?

Viele sagen, die zwei berühmtesten Jamaikaner seien Bob Marley und ich. Also würde ich sehr gerne mal mit Bob abhängen.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Ich bin seit mehr als zehn Jahren Hublot-Botschafter und habe eine sehr schöne Sammlung Hublot-Uhren. Außerdem trage ich gerne Ketten und gönne mir hin und wieder eine neue.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Der Geruch von kochendem jamaikanischem Essen.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Australien! Die Leute sind gut drauf, und ich mag es dort einfach.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Die Musikszene in Jamaika ist groß. Ich bin befreundet mit Künstlern wie zum Beispiel Christopher Martin und Ding Dong und verbringe viel Zeit mit ihnen im Studio und bei Auftritten.

Was fehlt Ihnen zum Glück?

Aktuell wünsche ich mir, dass Covid-19 verschwindet und die Welt wieder normal wird.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Von G.H. Mumm und mir gibt es einen Champagner, und mit Michelob Ultra habe ich auch einen Bier-Partner. Insofern bin ich immer gut ausgestattet, obwohl ich davon eher selten etwas zum Abendessen trinke. Meine Freundin sucht dann hin und wieder eine Flasche Wein aus, je nachdem, was wir essen.

Aufgezeichnet von Jennifer Wiebking.

FOTO: GIANMARCO CASTELBERG / HUBLOT

Frankfurter Allgemeine
SELECTION

Cadavre Exquis

Die Stille Post der Künstler aus der
Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung

Sichern Sie sich Werke herausragender zeitgenössischer Künstler aus der großen Kunstaktion der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung. Jedes Werk ist die Interpretation des vorangegangenen Werkes – beginnend mit Édouard Manets Klassiker „Olympia“. Erst am Ende wurde die ganze Reihe sichtbar, die am 23. August 2020 die ganze Zeitung einnahm. So entstand ein kollektives Kunstwerk, das zum Dokument dieses Jahres wurde, von Corona bis Black Lives Matter.

Alle Werke sind handsigniert, arabisch nummeriert und auf jeweils 20 Stück limitiert. Herausgeber der Edition: Schellmann Art, München.



FOTO: PATRICK SCHMIDT/ALISE DORSAY



Peles Empire, Laure
800 Euro*



Kerstin Brätsch, Lebenserbe
1.100 Euro*



Thomas Scheibitz, Cadavre Exquis/
Manet Olympia/Scheibitz, 1.100 Euro*



Laure Prouvost, Nice to not be a
screen (cadavre), 900 Euro*



Franz Erhard Walther, Der Körper
antwortet, 1.000 Euro*



Frida Orupabo, A Visit
800 Euro*



Andrea Büttner, Spargelstecher
1.000 Euro*



Julie Mehretu, Privileges Taken for Granted,
a Cadavre Exquis, 2020, 1.100 Euro*



Thomas Demand, Cadavre Exquis/
Manet Olympia/Demand, 1.100 Euro*



Joan Jonas, Disinformed to death
1.200 Euro*



James Richards, Untitled
1.000 Euro*



Sichern Sie sich die
komplette Serie!

Die exklusive Sammlermappe mit allen Werken, römisch nummeriert in einer Auflage von 20 Exemplaren ist für 7.500 Euro erhältlich.

* VP für die ersten 10 Exemplare

F.A.Z. Selection steht für herausragende Qualität und anspruchsvolles Design – exklusiv für F.A.Z.-Leser gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Besuchen Sie unseren Online-Shop!

faz.net/selection, Info: (069) 75 91-10 10, Fax: (069) 75 91-80 82 52





MANUFAKTURWERK 3235



SAPHIRGLAS



JUBILEE-BAND



ZYKLOLUPE

DATEJUST

Die 1945 vorgestellte Datejust ist der Archetyp der klassischen Armbanduhr, in der sich zeitloser Stil mit außergewöhnlicher Eleganz verbindet. Als erste Armbanduhr mit Datumsanzeige in einem Sichtfenster auf dem Zifferblatt und der patentierten Zykloplupe schlägt sie bis heute Brücken über Generationen. Sie wurde mit innovativer Rolex Technologie fortlaufend weiterentwickelt und vertritt früher wie heute die Oyster Perpetual Kollektion in ihrer reinsten Form.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 41

BUCHERER

1888

bucherer.com


ROLEX